

Universität Leipzig
Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät
Institut für öffentliche Finanzen und Public Management
Prof. Dr. Friedrun Quaas

Thema

Elemente einer heterodoxen Wachstumskritik

Die marxistische Perspektive auf die sozial-ökologische Krise.

Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades
Master of Science – *Volkswirtschaftslehre*

vorgelegt von: *Arndt, Christian*
Prüfungsnummer: *90502*
Matrikelnummer: *2783929*
Email-Adresse: *christian.arndt@posteo.de*
Telefonnummer: *0178 1675150*
Anschrift: *Lützner Str. 30*
04177 Leipzig

Leipzig, den *06.08.2014*

Inhalt

1 Einleitung.....	1
2 Die Krise des Wachstums als Krise der Reproduktivität.....	2
2.1 Wirtschaftswachstum: Von seiner Natur und seinen Funktionen.....	3
2.2 Wirtschaftswachstum: Von seinen Grenzen und seiner Kritik.....	6
2.3 Wachstumskritik und der Begriff der Reproduktivität.....	9
3 Der Charakter der kapitalistischen Produktion: Die marx'sche Analyse.....	14
3.1 Methode und Struktur des marx'schen Systems.....	14
3.2 Bestimmungen der einfachen Warenproduktion.....	21
3.3 Bestimmungen der kapitalistischen Warenproduktion.....	28
3.4 Grundlage der kapitalistischen Produktion: Arbeit als Ware.....	32
3.5 Zweck der kapitalistischen Produktion: Mehrwert und Profit.....	39
3.6 Zwangscharakter der kapitalistischen Produktion: Die Konkurrenz.....	41
3.7 Vehikel der kapitalistischen Akkumulation: Die Produktion des Mehrwerts.....	44
3.8 Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation.....	49
4. Folgen der Akkumulation: Kapitalistische Produktion und die Krise der Reproduktivität.....	55
4.1 Allgemeine Bedingungen der Reproduktion im Kapitalismus.....	56
4.2 Ungleichheit, Prekarisierung und Kommodifizierung.....	61
4.3 Monopolkapitalismus, Produktion von Surplus und Internationalisierung.....	66
4.3.1 Wirkungen des Monopolkapitalismus: Produktion von Surplus.....	66
4.3.2 Wirkungen des Monopolkapitalismus: Notwendigkeit der Absorption des Surplus..	68
4.3.3 Wirkungen des Monopolkapitalismus: Internationalisierung.....	71
4.4 Produktion von Bedürfnissen statt Produktion für den Bedarf.....	73
4.5 Verdinglichung und rationale Irrationalität der Verhältnisse.....	76
4.5.1 Fetischisierung und Verdinglichung.....	76
4.5.2 Rationalisierung des Bewusstseins. Krise der Erkenntnis und Krise der Reproduktivität.....	80
4.5.3 Freiheit und Gleichheit als Illusion: Rationale Irrationalität der Erscheinungen.....	82
4.6 Heteronomie und Entfremdung.....	84
4.6.1 Selbstbestimmtheit und Heteronomie.....	86
4.6.2 Autonomie und Entfremdung.....	88
5 Möglichkeiten und Bedingungen einer reproduktiven Ökonomie.....	90
5.1 Bedingungen der Reproduktivität.....	90
5.2 Der Commonismus als Modell einer reproduktiven Ökonomie.....	93
5.3 Probleme des Wandels.....	95
6 Schlussbetrachtungen.....	98
Quellen und Literatur.....	101
Zitierte Werke von Marx und Engels.....	101
Gesetzestexte.....	101
Internetquellen.....	101
Sonstige Quellen und Literatur.....	101

1 Einleitung

Spätestens seit der Veröffentlichung des ersten Club of Rome Berichts über die „Grenzen des Wachstums“¹ werden das Phänomen des wirtschaftlichen Wachstums und seine Folgen kontrovers diskutiert. Es hat sich seither unter dem Namen Degrowth (DG) über wissenschaftlich-disziplinäre Grenzen hinweg ein breiter und heterogener Diskurs gebildet, der Wachstum untersucht, kritisiert und Alternativen zum wachstumsorientierten Wirtschaften sucht.² Vertreterinnen und Vertreter von Degrowth fordern dabei unter anderem veränderte politische Zielstellungen und Indikatoren, eine stärkere Priorität der ökologischen Nachhaltigkeit und die individuelle Hinwendung zu nachhaltigeren Lebensentwürfen.³ An dieser thematischen Schwerpunktsetzung entzündet sich wiederholt die Kritik marxistischer Theoretiker und Theoretikerinnen. Indem Degrowth Veränderungen *innerhalb* des herrschenden ökonomischen Systems fordert, übersehen diese Positionen demnach, dass solche Veränderungen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise nicht möglich ist, weil es deren innersten Systemprinzipien sind, die die Probleme überhaupt erst auslösen.⁴ Die Forderungen von Degrowth stehen dann unter dem Vorwurf, auf einem verkürzten Verständnis von der Funktionsweise der Wirtschaft zu beruhen und nicht umsetzbar zu sein. Diesem Vorwurf wird in der vorliegenden Arbeit nachgegangen. Die Fragestellung ist dann: *Welche Aussagen macht Marx hinsichtlich des wirtschaftlichen Wachstums und der Wachstumsfolgen? Und: Wie verhalten sich diese Aussagen zu den Forderungen der Wachstumskritik?*

Um diese Fragen zu klären, wird versucht, eng am Originaltext des *Kapitals* entlang zu argumentieren und diesen, wo nötig, mit anderen klassischen Texten der marxistischen Theorie zu ergänzen. Zuvor müssen aber die Hauptlinien der Wachstumskritik vorgezeichnet werden, auf die die marx'sche politische Ökonomie schließlich bezogen werden kann. In Kapitel 2 werden deshalb zunächst Funktionen und Grenzen des Wachstums dargestellt, sowie eine idealtypische Klassifizierung von wachstumskritischen Positionen nach Konrad Ott⁵ vorgestellt. Um den Bezug auf diese Positionen im späteren Verlauf zu erleichtern, werden sie mit Hilfe des Begriffes der *Reproduktivität* von Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister⁶ operationalisiert. Die (minimalen) Forderungen der Wachstumskritik heißen dann übersetzt: Wirtschaftliche Produktion muss die Reproduktion und Regeneration von Mensch und Natur ermöglichen und zulassen. In Kapitel 3 wird Marx' Analyse des Kapitalismus, die insbesondere in den drei Bänden des *Kapitals* ausgearbeitet wurde, dargestellt - seine Grundkategorien, seine Wirkungsweise und seine Entwicklungstendenzen. Dabei wird die Frage nach den Ursachen des Wachstums angesprochen.

1 Siehe Meadows et al. (1972).

2 Vgl. Muraca (2013), Kallis et al. (2012).

3 Siehe Ott (2012).

4 Vgl. Foster (2011b).

5 Siehe Ott (2012).

6 Vgl. Biesecker/Hofmeister (2012)

Es wird zu sehen sein, dass Marx' Beschreibung der kapitalistischen Akkumulation als Beschreibung des Wachstumsprozesses gelsen werden kann. In Kapitel 4 werden sodann die Folgen der kapitalistischen Akkumulation dargestellt und dabei auf einige theoretische Weiterentwicklungen der marxistischen Theorie eingegangen. Es wird sich zeigen, dass der Kapitalismus ein System ist, dessen innere Logik auf unbedingte und unbegrenzte Akkumulation, das heißt auf Wachstum, ausgerichtet ist. Der ultimative Zweck der Produktion ist die Steigerung der Produktion selbst. Alle gesellschaftlichen und natürlichen Ressourcen werden diesem Zweck untergeordnet. Dabei entsteht eine fortwährende Ausbeutung dieser Ressourcen über ihre Regenerationsfähigkeit hinaus. Da die Systemlogik über den Konkurrenzmechanismus strukturell verankert ist, besteht kaum eine Möglichkeit, diese innerhalb des Kapitalismus auszusetzen. Die Menschen müssen sich diesem Prozess ausliefern indem sie ihre Arbeitskraft verkaufen, weil sie aufgrund des Privateigentums an Produktionsmitteln ihre Existenz nicht selbst sichern können. Kapitalismus kann nach Marx deshalb nicht nachhaltig sein. Alternative politische Ziele, ökologische Nachhaltigkeit und nachhaltige Lebensstile sind innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise nicht umsetzbar. Die Schlussfolgerung aus Marx' Sicht ist jedoch nicht, dass diese Forderungen verworfen werden müssen. Sie sind im Gegenteil in höchstem Maße berechtigt. Um sie umzusetzen muss aber die Art und Weise der Produktion grundlegend verändert werden: Der Kapitalismus muss aufgehoben werden. In Kapitel 5 der Arbeit wird deshalb mit dem *Commonismus* nach Christian Siefkes⁷ eine Produktionsweise skizziert, die sowohl mit marxistischen als auch mit wachstumskritischen Forderungen im Einklang steht und eine reale Alternative zum Kapitalismus darstellt. Dazu müssen die grundlegenden Säulen der Produktion verändert werden: Gemeingüter statt Privateigentum, Kooperation statt Konkurrenz, Produktion für den Bedarf statt für den Tausch.

Es wird also im Verlaufe der Arbeit zu sehen sein, dass die marxistische Kritik der politischen Ökonomie die Aussagen von Degrowth in vielen Aspekten unterstützt und sogar auf eine breitere analytische Basis stellt. Ihrer Umsetzbarkeit sieht Marx jedoch nur in einem bestimmten Rahmen, *außerhalb* der kapitalistischen Produktionsweise, möglich. Einen solchen Rahmen, in dem Kommunismus und Postwachstumsökonomie⁸ zusammen finden können, stellt schließlich die gemeingüterbasierte Produktion dar.

2 Die Krise des Wachstums als Krise der Reproduktivität

Um einordnen zu können, welche Positionen die marxistische Theorie hinsichtlich des wachstumskritischen Diskurses einnimmt, muss also nun der notwendige Bezugsrahmen hergestellt werden. Dazu muss definiert werden, was unter wirtschaftlichem Wachstum zu verstehen ist und welche Kritik daran geäußert wird. Daraufhin kann in den weiteren Teilen der Arbeit untersucht werden, wie sich die marxistische Theorie dazu verhält. In Abschnitt 2.1 wird deshalb eine Definition für

⁷ Siehe Siefkes (2009).

⁸ Vgl. zu diesem Begriff Paech (2012).

wirtschaftliches Wachstum gegeben und gezeigt, welche volkswirtschaftlichen Funktion damit gemeinhin in Verbindung gebracht werden. Es wird zu sehen sein, dass sich von wirtschaftlichem Wachstum eine gesellschaftlich pazifizierende Wirkung versprochen wird. In Abschnitt 2.2 wird auf die Grundlagen der Wachstumskritik eingegangen und eine idealtypische Klassifizierung wachstumskritischer Positionen vorgestellt. Anhand dessen kann im späteren Verlauf der Arbeit gezeigt werden, welche Positionen die marxistische Analyse hinsichtlich der Wachstumskritik bezieht. Für diesen Zweck muss die Klassifizierung der Wachstumskritik operationalisiert werden: Es muss eine Verbindung zwischen den marx'schen Begriffen und den Begriffen des wachstumskritischen Diskurses gefunden werden, die eine solche Bewertung möglich macht. Dieses Bindeglied wird in 2.3 über die Definition der (Re-)Produktivität als ökonomische Grundkategorie entwickelt. Wachstumskritik zielt im Allgemeinen auf die Wachstumsfolgen, die sich in einer sozialen und ökologischen Krise widerspiegeln. Indem die sozial-ökologische Krise als Krise der Reproduktivität gefasst und definiert wird, kann gezeigt werden, wie sich der Kapitalismus aus marx'scher Sicht zu dieser Krise verhält.

2.1 Wirtschaftswachstum: Von seiner Natur und seinen Funktionen

Um die notwendige begriffliche Klarheit für die folgende Untersuchung zu schaffen, soll zunächst der Begriff Wirtschaftswachstum definiert werden: Unter Wirtschaftswachstum soll die reale Vergrößerung der jährlichen Produktion von wirtschaftlichen Gütern und Dienstleistungen verstanden werden. Diese jährliche Produktionsmenge findet ihren statistischen Ausdruck im Bruttoinlandsprodukt (BIP). Darüber hinaus besteht eine statistische Identität zwischen der volkswirtschaftlichen Produktion und dem Volkseinkommen.⁹ Das heißt, zwischen volkswirtschaftlicher Produktion und gesellschaftlichem Wohlstand besteht eine enge Verbindung. Es kann somit festgehalten werden: 'Wirtschaftliches Wachstum' bezeichnet Wachstum des BIP und damit eine Steigerung der Produktionsmenge und des Volkseinkommens.

Bevor im Folgenden auf die Inhalte der Wachstumskritik eingegangen wird, wird noch untersucht werden, welche gesellschaftlichen Funktionen wirtschaftliches Wachstum erfüllt. Hätte Wachstum keine solchen Funktionen, gäbe es auch keinen Grund zu versuchen wirtschaftliches Wachstum aufrecht zu erhalten. Da es um in diesem Fall um die Gründe geht, warum Wirtschaftswachstum in der politischen Debatte eine so große Rolle spielt, ist es zunächst nicht von Belang, ob es diese auch tatsächlich erfüllt, solange sie ihm nur wissenschaftlich oder politisch *zugeschrieben* werden. Eine inhaltliche Überprüfung dieser Funktionen wird im weiteren Verlauf der Arbeit auf Basis der marxistischen Theorie vorgenommen.

Funktionen des Wachstums

Die grundlegendste Funktion des Wachstums folgt der Definition auf den Fuß. Wirtschaftliche Pro-

⁹ Dies gilt allerdings nur für geschlossene Volkswirtschaften: Dort muss das Einkommen der Volkswirtschaft der Produktion entsprechen. Für offene Volkswirtschaften sind kleine Abweichungen möglich.

duktion findet statt, um die materiellen Grundlagen des menschlichen (Über-)Lebens bereitzustellen: Sofern die materiellen Güter knapp sind, soll wirtschaftliches Wachstum, also Wachstum der Produktion, diese Knappheit überwinden. Die Funktion heißt demgemäß:

- *Wirtschaftliches Wachstum hat die Funktion den materiellen Wohlstand der Gesellschaft zu steigern und materielle Knappheit zu überwinden.*

Es sollte zu erwarten sein, dass damit auch eine Steigerung der allgemeinen Lebensqualität verbunden ist. Überdies verbindet sich mit steigendem Wohlstand die Erwartung einer gesellschaftlichen Befriedigung: Wohlhabende Menschen haben weniger Grund sich zu befehlen. Wachstum hätte dann auch eine friedensstiftende Funktion.

Diese historische Bedeutung des Wachstums, materielle Knappheit zu überwinden, führt nach John Galbraith zu einer „Vorrangstellung der Produktion“¹⁰. Im Angesicht materieller Knappheit ist diese berechtigt. In einer Überflusgesellschaft, die keine materielle Knappheit mehr kennt, hat die Vorrangstellung der Produktion vor alternativen gesellschaftlichen Zielen aber keine Rechtfertigung mehr. In den modernen Überflusgesellschaften müsste wirtschaftliches Wachstum folglich eine andere Funktion erfüllen. Wenn es dies nicht tut, sollte den Forderungen der Kritik gefolgt werden. Tatsächlich wird in Überflusgesellschaften die friedensstiftende Funktion des Wachstums zentral. Und zwar in zweierlei Hinsicht: Einerseits soll wirtschaftliches Wachstum Arbeitsplätze schaffen und sichern, andererseits soll es Verteilungskonflikte verhindern, indem es die Verteilungsmasse erhöht. Beide Punkte sollen im folgenden kurz skizziert werden.

Nach Artikel 23 der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte gibt es ein elementares Recht jedes Menschen auf Arbeit, die „eine der menschlichen Würde entsprechende Existenz sichert“¹¹ und unter gerechten und befriedigenden Arbeitsbedingungen stattfindet. Solange die Arbeit das grundlegende Mittel zur Sicherung der menschlichen Existenz ist, muss es ein solches Grundrecht geben. Werden Menschen in diesem Recht beschnitten, ist die Legitimation des herrschenden Wirtschafts- und Verteilungssystems in Frage gestellt. Um diese Konflikte zu verhindern ist es also ein demokratisches Grundsatzziel, einen hohen Beschäftigungsstand in der Produktion herzustellen.¹² Nach dem *okunschen* Gesetz kann die staatliche Wirtschaftspolitik dieses Ziel über die Steigerung der Produktion erreichen: Demnach sind gesamtwirtschaftlicher Output und Beschäftigung positiv miteinander korreliert, d.h. wächst die Wirtschaft, wächst die Zahl der Beschäftigten und sinkt die Arbeitslosigkeit.¹³ Es folgt daraus also:

- *Wirtschaftliches Wachstum hat die Funktion Arbeitsplätze zu schaffen und zu sichern.*

10 Vgl. Galbraith (1959), S. 136-147.

11 Siehe die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, Art. 23.

12 Für Deutschland ist dieses Ziel im Stabilitäts- und Wachstumsgesetz festgehalten, vgl. StabG § 1.

13 Vgl. Okun (1962). Die Bedeutung von Okuns Beobachtung ist jedoch umstritten. Neuere Untersuchungen zeigen keinen oder einen wesentlich schwächeren Zusammenhang zwischen Wachstumsrate und Beschäftigungsstand, vgl. etwa Knotek (2007). Die Gründe dafür werden im Verlauf der Arbeit ersichtlich werden.

Die Konflikte, die sich aus dem Recht auf die Existenzsicherung durch Arbeit ergeben, sind nur ein besonderer, aber typischer Fall für die allgemeinen Verteilungskonflikte, die in allen politischen Gemeinwesen bestehen. Die Sicherung einer würdevollen Existenz kann neben dem Einkommen durch Arbeit auch durch staatliche Leistungen ganz oder teilweise geleistet werden. Darunter fallen sowohl klassische Formen der Umverteilung wie auch die Bereitstellung öffentlicher Infrastruktur. Sofern der Staat keine primären Einkommensquellen hat müssen diese Leistungen jedoch durch Steuern finanziert werden. Dadurch kann diese Form der sozialen Pazifizierung ab einem gewissen Punkt den Widerstand der Besteuerten hervorrufen – es kommt zum Konflikt um die Verteilung der Steuerlast und der staatlichen Leistungen. Eine Möglichkeit diese Konflikte zu umgehen oder abzufedern ist die Vergrößerung der Steuerbasis durch Wachstum der Produktion. Es folgt daraus:

- *Wirtschaftliches Wachstum hat die Funktion den gesellschaftlichen Wohlstand zu erhöhen um Verteilungskonflikte zu umgehen.*

Wachstumsfinanzierung staatlicher Leistungen kann jedoch auch vorgreifend oder als Wette auf die Zukunft stattfinden. Dabei werden schlicht Schulden aufgenommen um die gegenwärtigen Verteilungskonflikte zu umgehen. Insofern Staaten sich dauerhaft verschulden, beruhen die erbrachten Leistungen auf der Erwartung, die heutigen Ausgaben durch Wachstum der Steuerbasis in der Zukunft wieder ausgleichen zu können. In einer abgeänderten Form heißt es dann:

- *Wirtschaftliches Wachstum hat die Funktion die öffentliche Verschuldung abzubauen, um Verteilungskonflikte zu umgehen.*

Damit hat das Wachstum aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive eine friedensstiftende Funktion. In Anlehnung an Alfred Müller-Armack, dem Namensgeber der „Sozialen Marktwirtschaft“, kann diese insgesamt als *irenische Formel* bezeichnet werden,¹⁴ die, wenn sie konsequent durchgeführt wird, dazu führt „eine innere Befriedung mit den Kräften des Marktes durch die Ergebnisse kontinuierlichen Wachstums zu erlangen.“¹⁵ Konflikte zwischen der Freiheit des Marktes und dem sozialen Ausgleich, die sich etwa in der Arbeitslosigkeit äußern, können durch Wachstum entschärft werden. Dennoch muss, wenn Wachstum hier als irenische Formel bezeichnet wird, darauf hingewiesen werden, dass die vorgestellten Funktionen weniger eine Konfliktlösungs- denn eine Konfliktvermeidungsstrategie darstellen. Soziale Konflikte über wirtschaftliches Wachstum zu umgehen bedeutet auch tiefer liegende Grundsatzdebatten zu vermeiden und den Weg des (scheinbar) geringsten Widerstandes zu nehmen. Tatsächlich wird dabei ein Konflikt nur verlagert, der schließlich im Rahmen der Wachstumskritik wieder auftaucht, wie es in der Folge zu sehen sein wird.

14 Vgl. Müller-Armack (1973), S. 173.

15 Vgl. Müller-Armack (1972), S. 162.

2.2 Wirtschaftswachstum: Von seinen Grenzen und seiner Kritik

Als ökonomischer Prozess ist wirtschaftliches Wachstum sozial und ökologisch eingebettet.¹⁶ Das heißt, es findet innerhalb eines natürlichen und sozialen Umfeldes statt, woraus sich die sozialen und ökologischen Bedingungen ergeben, unter denen wirtschaftliches Wachstum stattfindet, insbesondere bestimmte *Grenzen des Wachstums*: Wenn die natürlichen Produktionsbedingungen langfristig erhalten werden sollen, darf die Ressourcenextraktion nicht schneller vorangehen als Ressourcen natürlich nachwachsen, es darf nicht mehr Abfall produziert werden als natürlich absorbiert werden kann. Das heißt:

- *Wirtschaftliches Wachstum hat eine natürliche Grenze. Diese folgt aus den Erfordernissen der ökologischen Nachhaltigkeit.*

Aus sozialer Sicht ist außerdem die Wirkung ökonomischen Wachstums begrenzt. Wie Richard Easterlin zeigt, steigert das Wachstum des (Volks-)Einkommens das Wohlbefinden der beteiligten Menschen ab einem bestimmten Wohlstandsniveau nicht mehr.¹⁷ Die Gründe dafür liegen vor allem in der menschlichen Psyche. Glück und Wohlbefinden ist nur bedingt von materiellen Gütern abhängig und wo es das ist, hängt die Fähigkeit aus materiellem Wohlstand Glück zu ziehen von relationalen Faktoren ab. Dazu gehört etwa der Vergleich mit anderen Menschen und dem gesellschaftlichen Durchschnitt, die Abhängigkeit des Glücks von zuvor gesetzten Erwartungen oder Gewöhnungseffekte.¹⁸ Daneben stehen Effekte wie die zunehmende Erschöpfung der Menschen durch den Zwang zur Selbstoptimierung¹⁹ oder die zeitbedingte Unfähigkeit, ein stetiges Wachstum von Konsumgütern auch sinnstiftend zu „konsumieren“²⁰. Daraus folgt:

- *Wirtschaftliches Wachstum hat eine soziale Grenze. Diese folgt aus der Beobachtung, dass wirtschaftliches Wachstum und Lebensqualität sich entkoppeln.*

Die im vorigen Abschnitt genannte irenische Funktion bleibt jedoch von diesen sozialen Grenzen des Wachstums unberührt, weil letztere sich nur auf die wohlstandssteigernde Funktion des Wachstums beziehen. Dennoch scheint auch die irenische Wirkung des Wachstums aus empirischer Perspektive begrenzt zu sein: Obwohl über die vergangenen Jahrzehnte in den Staaten der OECD ein stetiges Wachstum zu verzeichnen war,²¹ verharren sowohl Arbeitslosigkeit als auch Verschuldung in diesen Ländern auf einem hohen Niveau. Die Tendenz zeigt eher nach oben als nach unten.²² Es kann also ergänzt werden:

16 Siehe zu diesem Begriff allgemein Polanyi (1990).

17 Vgl. Easterlin (1974), Easterlin et al. (2011), Alexander (2012).

18 Siehe Alexander (2012).

19 Vgl. Ehrenberg (2004).

20 Vgl. Paech (2012), S. 126-130.

21 Vgl. OECD (2014a).

22 Siehe OECD (2014b), (2014c). Es mag hier eingewandt werden, dass der gegenwärtige Zustand der ökonomischen Fundamentaldaten nur einer historischen Zufälligkeit geschuldet ist, nämlich der weltweiten Finanz- und Staatsschuldenkrise seit 2007. Die Statistik zeigt jedoch, dass sowohl Arbeitslosigkeit als auch Staatsschulden schon zuvor auf einem hohen Stand waren. Später wird überdies zu sehen

- *Das irenische Potential des wirtschaftlichen Wachstums scheint nach empirischer Beobachtung begrenzt zu sein.*

Aus den Grenzen des Wachstums folgt also, dass wirtschaftliches Wachstum seine Funktionen nicht oder nur bedingt erfüllen kann und gleichzeitig die ökologische Nachhaltigkeit bedroht. Auf dieser Grundlage wird Wachstum als wirtschaftspolitisches Mittel fragwürdig und es wird im Gegenteil notwendig, die eigentlichen Konflikte zu lösen, die durch gesteigertes Wachstum umgangen werden sollen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat sich in jüngerer Zeit ein breiter und heterogener wachstumskritischer Diskurs gebildet, der aus unterschiedlichen disziplinären und politischen Feldern heraus wirtschaftliches Wachstum als gesellschaftliches Mittel kritisiert und Alternativen formuliert. Da der wachstumskritische Diskurs oder „Degrowth“ (DG) sehr heterogen und vielfältig ist, soll hier ein Klassifizierungsvorschlag aufgegriffen werden, auf den sich die spätere Untersuchung beziehen kann. Zu diesem Zweck greife ich auf die „Variants of Degrowth“ von Konrad Ott²³ zurück.

Nach Ott deckt der Begriff Degrowth ein breites Spektrum ab, das sich zwischen *A-Growth* und *Anti-Growth* bewegt, also von Positionen, die wirtschaftlichem Wachstum schlicht eine geringere (oder keine) Bedeutung beimessen bis hin zu Positionen, die ein aktives Gegensteuern gegen das Wachstum, eine wirtschaftliche Schrumpfung, fordern. Diese Positionen lassen sich als webersche Idealtypen klassifizieren, die nach Stärke und Reichweite der Kritik in vier Stufen aufsteigend geordnet sind. Sie werden von Ott wie folgt beschrieben:

DG-1 steht für eine gemäßigte Position und lässt sich als *Indikatorenkritik* beschreiben. Der Kern der Kritik richtet sich hier gegen die Verwendung des BIP als ökonomischem Indikator für gesellschaftliche Entwicklung oder gesellschaftliches Wohlbefinden und als politischer Zielvariable. DG-1 repräsentiert in diesem Sinne das eine Ende des Spektrums von Degrowth. Wachstum des BIP kann nach dieser Sicht stattfinden, muss es aber nicht und sollte vor allem nicht im Zentrum der politischen Bemühungen stehen. Dies beruht auf der Erkenntnis, dass das Wachstum des BIP und zentrale gesellschaftliche Werte nicht automatisch miteinander korreliert sind und deshalb letztere als Zielvariablen priorisiert werden müssen. DG-1 ist nach Ott gesellschaftlich hoch anschlussfähig und findet, obwohl aus dem politisch grünen Spektrum entsprungen, auch in sozialdemokratischen, christlichen, konservativen oder liberalen Theorien Anknüpfungspunkte.

DG-2 legt den Fokus auf den Aspekt der *ökologischen Nachhaltigkeit*. Um eine *starke Nachhaltigkeit* zu erreichen, muss aus dieser Sichtweise der Ressourcenverbrauch weitgehend gesenkt werden. Das Wachstum des BIP wird kritisiert, weil es mit wachsendem

sein, dass Krisen system- und wachstumsimmanent sind und deshalb ohnehin als kapitalistischer Normalfall, nicht als externer Schock zu behandeln sind.

23 Vgl. Ott (2012), S. 572-576.

Ressourcenverbrauch identifiziert wird. Mit DG-2 einher geht ein Fokus auf eine gerechtere Verteilung natürlicher Ressourcen („environmental justice“), die mit Bezug auf Sens und Nussbaums Fähigkeiten-Ansatz auch für zukünftige Generationen abgewogen wird. Dabei wird die Möglichkeit einer materiellen Entkopplung von Wachstum und Verbrauch aufgrund von Reboundeffekten angezweifelt. Sollte sie sich aber als möglich herausstellen, wäre Wachstum aus einer DG-2 Perspektive unproblematisch, weil der Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit dennoch gewährleistet wäre. Auf politischer Ebene setzt DG-2 tendenziell auf Stärkung der Gemeingüterökonomie, genauso wie auf unterschiedliche Klimaschutzregelungen.

DG-3 beinhaltet verschiedene *lebensstilorientierte Ansätze*. Im Zentrum steht der Gedanke einer *konvivialen Lebensweise*, die den auf Wettbewerb und Konsum orientierten westlichen Lebensstil durch eine Rückorientierung auf ein klassisches Konzept des guten Lebens ersetzen will. Dieses ähnelt der aristotelischen Eudaimonia und betont die Bedeutung von Dekommodifizierung und Tugenden der Genügsamkeit, Freundschaft, Freigiebigkeit, Kreativität oder des Maßhaltens. Aus der Perspektive von DG-3 ist Wachstum schlicht nicht notwendig um ein solches Konzept des guten Lebens zu ermöglichen, weil dieses sich auf qualitative und immaterielle Aspekte des menschlichen Miteinanders bezieht. Im Gegenteil kann Wachstum diesem Ziel im Wege stehen, wenn es eine Priorisierung materieller Werte beinhaltet und damit schädliche Wirkungen auf Mensch und Umwelt nach sich zieht. Politisch setzt DG-3 auf eine Stärkung der demokratischen Beteiligung und subsidiärer Strukturen, auf kleine und konviviale Gemeinschaften, in denen das Individuum auf die Gestaltung seines Lebensumfeldes stärker Einfluss nehmen kann. Die Position von DG-3 ist nach Ott mit liberalen politischen Positionen und der deutschen verfassungsmäßigen Ordnung vollständig im Einklang, solange sie eine freiwillige Umorientierung der Einzelnen fordert, die politisch allenfalls unterstützend flankiert werden soll.

DG-4 steht für die radikalsten Positionen im wachstumskritischen Diskurs. Trotz einiger Heterogenität in dieser Variante werden die Kritiken und Forderungen der ersten drei Varianten größtenteils geteilt. Darüber hinaus wird aber betont, dass Degrowth innerhalb des derzeitigen ökonomischen Systems nicht möglich ist. DG-1, DG-2 und DG-3 sind aus dieser Sicht mit der kapitalistischen Produktionsweise inkompatibel. DG-4 steht damit für eine radikale Kapitalismuskritik, die das derzeitige System von Produktion und Verteilung durch ein grundlegend anderes, nicht wachstumsorientiertes zu ersetzen strebt: Es hat einen revolutionären Charakter. Dazu wird einerseits versucht, die Unvereinbarkeit von Kapitalismus und Wachstumsrücknahme aufzuzeigen und andererseits Entwürfe für eine alternative Produktionsweise zu geben. Für die Transformation hin zu einer nicht wachstumsorientierten Produktionsweise setzen DG-4 Positionen verstärkt auf das Umwälzungsmoment von

sozialen und ökologischen Krisen. Die theoretischen Vordenker von DG-4 sieht Ott in Marcuse und Castoriadis.

Diese idealtypische Klassifizierung von Degrowth kann der Heterogenität des tatsächlichen Diskurses selbstverständlich nur oberflächlich gerecht werden. Sie sollte deshalb auch nicht als absolut aufgefasst werden: Die unterschiedlichen Varianten von Degrowth schließen sich nach Ott gegenseitig nicht aus. Vielmehr besitzen Unterstützerinnen und Unterstützer wachstumskritischer Positionen in der Regel individuelle Degrowth-Profile, das heißt, sie stimmen unterschiedlichen Varianten in unterschiedlichem Maße zu. Gängig und auch von Ott geteilt ist eine absteigende Zustimmung von DG-1 nach DG-4, wobei DG-1 bis DG-3 tendenziell unterstützt, DG-4 abgelehnt wird.

Anhand dieser Klassifizierungen lässt sich nun die eingangs gestellte Frage genauer formulieren, die mit Hilfe der marxistischen Perspektive erörtert werden kann: und zwar, ob die idealtypischen Positionen von Degrowth zielführend und ob sie umsetzbar sind. Letzteres spitzt sich auf eine Prüfung von DG-4 zu. Die zu prüfende Frage lautet also:

- *Sind die Forderungen von DG-1, von DG-2 und von DG-3 innerhalb der derzeitigen ökonomischen Ordnung umsetzbar?*

Das heißt: Ist die Etablierung alternativer Indikatoren, die Gewährleistung starker ökologischer Nachhaltigkeit und die Entwicklung konvivaler Lebensweisen mit der kapitalistischen Produktionsweise vereinbar? Mit und anhand dieser Frage soll im Verlauf der Arbeit die marxistische Theorie erörtert werden. Dazu müssen die Forderungen der drei gemäßigten Degrowth-Positionen zunächst näher bestimmt und operationalisiert werden, um sie im Rahmen eines marxistischen begrifflichen Instrumentarium handhabbar zu machen, insbesondere wenn es um so weiche und unbestimmte Begriffe wie „das gute Leben“ geht.

2.3 Wachstumskritik und der Begriff der Reproduktivität

Der Kern der zu prüfenden Positionen lässt sich wie folgt auf den Punkt bringen: DG-1 fordert eine gesamtgesellschaftliche Ausrichtung an alternativen (d.h. nicht am BIP-Wachstum orientierten) Zielen, DG-2 fordert eine strikte Priorität ökologischer Nachhaltigkeit über andere politische Ziele und DG-3 fordert eine individuell-persönliche Ausrichtung an alternativen Zielen, die sich auf eine dekommodifizierte Konzeption des guten Lebens beziehen. Um die Umsetzbarkeit dieser Forderungen in der kapitalistischen Marktwirtschaft anhand der marxistischen Theorie überprüfen zu können, müssen sie näher definiert sein. Es muss eine Definition dessen gegeben werden, was in diesem Rahmen unter alternativen gesellschaftlichen Zielen, unter ökologischer Nachhaltigkeit und unter einem guten Leben verstanden werden soll. Die hier gewählte Definition ist dem Begriff der Reproduktivität von Biesecker und Hofmeister²⁴ entlehnt, da dieser alle drei Aspekte integriert.

24 Vgl. Biesecker/Hofmeister (2010).

Mit der Theorie der Reproduktivität versuchen Biesecker und Hofmeister ein Konzept der „starken Nachhaltigkeit“ (strong sustainability) zu entwickeln, das sowohl ökologische als auch soziale und anthropologische Aspekte in die ökonomische Theorie mit einbezieht. Vor allem versucht der Ansatz den Vorgang der ökonomischen Produktion ganzheitlich zu fassen und als integrierten Prozess zu beschreiben, der die natürlichen und sozialen Grundlagen der Produktion mit einbezieht. Damit wird der ökonomischen Einbettung Rechnung getragen. Die Kernidee ist die Integration des Care-Prinzips²⁵ als Teil des Produktionsprozesses:

„Our approach to building on these discourses involves bringing together the core hypothesis of feminist and ecological economic theory to form the category of (re)productivity. Our guiding hypothesis here is that it is the structure of separation between the productive and the reproductive that has given rise to the present socioecological crisis situation. [...] A mode of economic activity for which the principle of care is extrinsic will necessarily prove unable to preserve and regenerate the ecological and social foundations on which it rests.“²⁶

Das Konzept der ökologischen Seite der Reproduktivität soll für diese Arbeit als Proxy für die Forderungen der DG-2 herangezogen werden, das der sozialen Seite der Reproduktivität für DG-1, beide zusammen schließlich für DG-3. Zu diesem Zweck werden beide Konzepte im Nachfolgenden vorgestellt. Warum das Care-Prinzip als Zielmatrix für die Forderungen nach Erhalt der Umwelt, nach alternativen Indikatoren und nach einer konvivialen Lebensweise stehen kann sollte sich dann aus der näheren Beschreibung des Prinzips ergeben.

Die *ökologische Reproduktivität* beschreiben Biesecker und Hofmeister wie folgt:

„Building on the model of reproduction developed by Immler and Hofmeister [...], we have adopted for our category of (re)productivity the latter's conception of natural productivity as a productivity that embraces the processes of anthropogenic production and consumption [...]: Our approach views mediation with and change to nature (its hybridization into „culture-nature“) as systemic outcomes of economic activity. Every process of production and consumption necessarily engenders natural products – that is to say, 'nature' is, necessarily and at the same time, a product socially (co-)engendered – a product (*natura naturata*) that is at the same time productivitiy (*natura naturans*). In this conceptualization the processes in which 'nature' is produced and reproduced are physically identical; they constitute a unity. [...] Looked at under the perspective of the material and ecological processes involved, changes to and regeneration of 'nature' – in this sense evolution – are intrinsic to the overall (re)production process. '(Re)production' thus means not the constant replication of the same but a process in which the animate is regenerated (evolution).“²⁷

Damit ist ein spezifischer Begriff der ökologischen Nachhaltigkeit gegeben, der die ökologische Einbettung der Ökonomie konzidiert und gleichzeitig die natürliche Umgebung nicht als außerhalb der Gesellschaft stehend begreift, sondern die Wechselwirkung zwischen beiden betont. Zentral ist die *Regeneration* der natürlichen Grundlagen der Produktion, was eine qualitative Veränderung,

25 Der englische Begriff Care wird für den Verlauf dieser Arbeit beibehalten, weil eine Übersetzung ins deutsche missverständlich wäre. Sowohl 'Sorge' und 'Anteilnahme' als auch 'Pfleger' würden einen bestimmten Aspekt des Prinzips überbetonen, die anderen vernachlässigen.

26 Vgl. Biesecker/Hofmeister (2010), S. 1703

27 Siehe ebd., S. 1707.

jedoch keine Verschlechterung dieser Grundlagen beinhalten kann. Dabei zielt das Konzept der natürlichen Reproduktivität nach Biesecker und Hofmeister auf intergenerationale Gerechtigkeit: Das Care-Prinzip ist ethisch begründet und bedeutet, die Produktivität der Natur auch für die Zukunft auf dem gleichen Niveau zu erhalten oder zu verbessern. Es entsteht allerdings das Problem, diesen Zustand vergleichbar zu machen, insbesondere wenn der Begriff der Reproduktivität die Evolution der natürlichen Umwelt miteinbezieht. Nur wenn die natürliche Produktivität auf irgendeine Art und Weise messbar ist, kann festgestellt werden, ob sie über einen Zeitraum erhalten wurde oder nicht. Für die nachfolgende Untersuchung wird sich jedoch zeigen, dass dieses Problem umgangen werden kann, indem der Blick auf die Prioritäten der Produktion gerichtet wird. Es wird sich zeigen dass die ökonomische Produktion einen intertemporalen Erhalt der natürlichen Produktivität nicht (oder nur zufällig) garantieren kann weil sie auf deren größtmögliche gegenwärtige Ausbeutung ausgerichtet ist. Diese Tendenz richtet sich gerade gegen die *Regeneration* natürlicher Quellen und Senken, die für den Erhalt der ökologischen Produktivität notwendig ist.

Die *sozialen Grundlagen der Reproduktivität* verorten Biesecker und Hofmeister in der Frauen zugewiesenen Arbeit, „*the aspects of the social lifeworld that, while operative in the form of productivity, are nonetheless postulated as 'nature' and thus remain invisible for economic theory: the allegedly reproductive activities assigned by society to women.*“²⁸ Erst wenn auch diese Dimension der Reproduktivität mit in die Untersuchung aufgenommen wird, ist die Basis für eine integrierte ökonomische Theorie starker Nachhaltigkeit geschaffen. Das soziale Care-Prinzip, das sich hinter der Frauen zugeschriebenen Arbeit verbirgt, muss dafür weit gefasst werden. Neben der physischen Pflege- und Hausarbeit zählen dazu auch emotionale Sorgearbeit, die Pflege von Beziehungen und Aspekte, die sich unter den Begriff der Work-Life-Balance unterordnen lassen. Eine nähere Definition dessen geben Cancian und Olikier:

„[W]e focus on both the physical and the emotional work of caregiving, both *caring about* and *caring for*. Our working definition of *caregiving* (which we will often refer to as *caring*) is a feeling of affection and responsibility combined with actions that provide responsively for an individual's personal needs or well-being, in face-to-face relationship. Care giving includes physical care, such as bathing or feeding a person, as well as emotional care, such as tender touch, supportive talk, empathy, and affection. It also includes providing direct services such as driving someone to a store or adjusting the medications of a hospital patient. Actions such as a husband's or government agency's provision of the money that supports caregiving we define as *support for caregiving* but not as direct caregiving.“²⁹

Mit der Definition des *Caregiving* als qualitativem Inhalt der sozialen Reproduktion kann die Verbindung zu den Forderungen von DG-1 und DG-3 gezogen werden, denn beide beziehen sich indirekt auf diese Tätigkeit. DG-1 fordert, den Gegenstand von Caregiving, also die Gesundheit oder das individuelle Wohlbefinden der Menschen, als Zielvariable der politischen Steuerung zu benennen. DG-3 wiederum fordert die individuelle Hinwendung zu Lebensstilen, die das individuelle Wohlbe-

28 Vgl. Biesecker/Hofmeister (2010), S. 1707.

29 Siehe Cancian/Olikier (1999), S. 2.

finden und damit Aspekte des Caregivings in den Mittelpunkt stellen, die Orientierung an „actions that provide responsively for an individual's personal needs or well-being.“ Gleichzeitig sollen diese konvivialen Lebensstile Strategien der Bedürfnisbefriedigung verfolgen, die auch die ökologische Reproduktivität berücksichtigen. Hinsichtlich von DG-3 ist es von großem Vorteil, dass das Konzept des *Caregiving* inhaltlich nicht näher bestimmt wird: Da das persönliche Wohlbefinden subjektiv begründet ist, muss auch offen bleiben über welchen Weg es erreicht wird, welche Strategien gewählt werden, solange es im Einklang mit der ökologischen Nachhaltigkeit bleibt.

Der Blick auf *Caregiving* macht somit sichtbar, ob eine bestimmte Produktionsweise die soziale Reproduktivität erhält und damit sozial nachhaltig ist oder nicht: Es muss entweder möglich sein, Caregiving als politisches Ziel durchzusetzen oder zumindest zu schützen. Dies würde eine Ausrichtung der Politik an alternativen Indikatoren erforderlich machen – DG-1. Alternativ dazu wäre es möglich, die einzelnen Individuen zu befähigen, selbst für sich zu sorgen. Das würde durch eine dekommodifizierende Sozialpolitik oder Wirtschaftsordnung unterstützt werden – DG-3.³⁰ Eine Gesellschaft, die die Bedeutung von Care nicht ernst genug nimmt, steuert unweigerlich auf eine soziale und ökologische Krise zu, eine *Krise der Reproduktivität*. Nach Biesecker und Hofmeister ist diese Krise eine notwendige Begleiterscheinung der kapitalistischen Marktwirtschaft und liegt in der Trennung von Wertbildungs- und Bewertungsprozess begründet.

„The root causes of this socioecological crisis, which is systematically generated and regenerated by the industrial-capitalist market economy, can be analyzed more exactly on the basis of the category of reproductivity: They must be sought in the paradoxical modus operandi of the economy. **In the act of valuation, it externalizes what it fully internalizes in the act of valorization, namely the so-called reproductive activities of animate nature and human beings.**“³¹

Die folgende Darstellung der marxistischen Theorie wird also, um deren Erklärung für die Krise der Reproduktivität herauszuarbeiten, insbesondere auf diese vier Punkte Bezug nehmen:

1. *Auf den Prozess der Wertbildung (valorization) und den Prozess der Bewertung (valuation),*³²
2. *auf die politische Möglichkeit, innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise alternative, reproduktive Ziele – d.h. Caregiving – zu verfolgen,*
3. *auf die individuelle Freiheit der Lebensführung und den Grad der Dekommodifizierung, also auf die individuelle Möglichkeit innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise alternative, reproduktive Ziele (Caregiving) zu verfolgen,*

30 Daran schließt sich selbstverständlich die Frage an, wie Care-Arbeit innerhalb der Gesellschaft verteilt wird. Trotz der immensen moralischen Bedeutung dieser Frage wird sie aufgrund der Themenstellung der Arbeit hier aber nur am Rande berührt werden.

31 Vgl. Biesecker/Hofmeister (2010), S. 1709.

32 Marx verwendet stattdessen das Begriffspaar *Wertbildung und Verwertung*, vgl. MEW 23, S. 200-213. Weil der Verwertungsprozess als „Selbstverwertungsprozess des Kapitals“ noch andere Konnotationen umschließt, wird in dieser Arbeit dennoch bei den Begriffen Wertbildung und Bewertung geblieben.

4. auf die Möglichkeit, die Regeneration natürlicher Ressourcen auf der Grundlage eines intertemporalen Gerechtigkeitskonzeptes zu schützen.

Wenn nun diese Punkte als Maßstab herangezogen werden, um zu prüfen, ob eine Wirtschaftsweise reproduktiv sein kann oder nicht, dann geschieht die Untersuchung unter ganz bestimmten Vorzeichen, die hier nochmals explizit genannt werden müssen. Zunächst gilt zu betonen, dass hier nur eine bestimmte Konzeption stellvertretend für die Ziele der Wachstumskritik verwendet wird. Um die Gültigkeit der folgenden Analyse für die tatsächlichen, individuellen Positionen von DG-1, -2, oder -3 zu prüfen, müssten diese auf Konsistenz mit dem hier verwendeten Reproduktivitätsbegriff abgeglichen werden. Dies bedeutet eine kleine Einschränkung der Ergebnisse der Analyse. Aufgrund der großen Heterogenität von Degrowth kann der Bezug auf wachstumskritische Positionen allerdings immer nur eine idealtypische Annäherung sein. Die vorangegangenen Ausführungen sollten gezeigt haben, dass der Begriff der Reproduktivität als Rahmen zur Beschreibung der sozial-ökologischen Krise eine praktikable und angemessene Annäherung an die Inhalte der Wachstumskritik ist.

Die Verwendung des Begriffes erlaubt es außerdem, auch die zuvor genannten Wachstumsfunktionen zu überprüfen. Eine reproduktive Wirtschaftsweise ist zumindest indirekt auch mit ausgeglichenen Staatshaushalten, der Arbeitslosigkeit und der Lohnhöhe verbunden. Das erklärt sich wie folgt: Um sich zu reproduzieren sind Menschen innerhalb der kapitalistischen Marktwirtschaften auf Arbeit und Lohn angewiesen. Gleichzeitig sind sie darauf angewiesen, einen ausreichenden Lohn beziehungsweise ausreichende Reproduktionsmittel mit einem akzeptablen Höchstmaß an Arbeit zu erwirtschaften, um die notwendige Zeit für Caregiving 'frei' zu haben. Damit spielen Arbeit und Lohn also im Spektrum von *Support for Caregiving* und *Zeit für Caregiving* eine Rolle. *Caregiving* kann überdies auch über staatliche Leistungen abgedeckt oder erleichtert werden, etwa über die Unterstützung von Menschen, die ohne Arbeit sind, über Renten- und Sozialsysteme oder ein öffentliches Gesundheitssystem. Nur wenn der Staatshaushalt ausgeglichen bleibt, ist zu erwarten, dass diese Leistungen auf Dauer gleichbleibend erbracht werden. Steigende Verschuldung bedeutet eine potentielle Einschränkung der Leistungen in der Zukunft. Damit ist neben dem Aspekt der Arbeit auch der der Staatshaushalte in den Begriff der Reproduktivität integriert.

Den Reproduktivitätsbegriff zu verwenden bedeutet aber, wie hier zu sehen ist, nicht mehr auf Wachstum per se zu blicken, sondern auf die Struktur des wirtschaftlichen Prozesses, der es hervorbringt und besonders auf seine Folgen. Im Mittelpunkt steht nun die Frage, ob diejenigen Folgen und Funktionen, die für gewöhnlich mit dem Wachstumsprozess in Verbindung gebracht werden, für die kapitalistische Marktwirtschaft typisch sind, ob sie ihren Funktionsprinzipien inhärent sind. Das hat einen großen Vorteil, weil Scheindebatten wie die Frage nach grünem Wachstum umgangen werden und eine ganzheitliche Perspektive auf den menschlichen und

natürlichen Lebensprozess in den Mittelpunkt gestellt wird. Es wird also nicht gefragt, ob grünes Wachstum theoretisch denkbar ist, sondern ob die Regeneration der natürlichen Umwelt in der derzeitigen Produktionsweise praktisch zu gewährleisten ist. Dabei wird sich zeigen, dass aus Marx' Sicht nicht das Wachstum die Ursache der sozial-ökologischen Krise ist, sondern dass beides, Wachstum und Krise, eine notwendige und untrennbare Folge der kapitalistischen Produktionsweise sind. Sofern Wachstum sozial und ökologisch nachhaltig sein kann, kann es das nur außerhalb dieser Produktionsweise sein. Dass Wachstum dort überhaupt eine vergleichbare Rolle spielt, ist aus dieser Sicht aber unwahrscheinlich, weil es eben gerade eine spezifische strukturelle Folge der kapitalistischen Wirtschaftsweise ist.

Ein letzter Aspekt des Reproduktivitätsbegriffes soll noch Erwähnung finden. Dass eine ökonomische Untersuchung ökonomische Kategorien zum Gegenstand nehmen muss, ist selbsterklärend. Es ist allerdings durchaus kritikwürdig, den natürlichen Lebensprozess nur hinsichtlich seiner Auswirkungen auf die ökonomische Produktivität zu bewerten. Die eingenommene Perspektive steht dann unter dem Verdacht, ökonomistisch und anthropozentrisch, also inhaltlich verkürzt zu sein. Dieses Argument lässt sich aber nun umkehren. Der Begriff der Reproduktivität beruht im Gegenteil gerade auf der Erkenntnis, dass ökonomische Kategorien nicht getrennt von scheinbar außerökonomischen, allgemeinemenschlichen und natürlichen Faktoren betrachtet werden können, weil sie dann verkürzt wären. Es besteht darin also der Versuch eine ganzheitliche und integrierte Betrachtung auf Basis ökonomischer Kategorien zu erlangen.

3 Der Charakter der kapitalistischen Produktion: Die marx'sche Analyse

3.1 Methode und Struktur des marx'schen Systems

Zur Interpretation der Textstellen

Bevor in diesem Kapitel die marxistische ökonomische Analyse näher untersucht wird, macht es Sinn, auf die spezifische marxistische Herangehensweise und Methode einzugehen. Der Marx'sche Text und die marxistische Theorie haben seit ihrer Entstehung zahllose, oft widersprüchliche Auslegungen und Weiterentwicklungen erfahren, die ihre Zugänglichkeit erschweren.³³ Das ist zum Teil dadurch bedingt, dass Marx' Denken sich im Laufe seines Lebens weiterentwickelte. Positionen des Frühwerks wurden später teilweise verworfen oder verändert.³⁴ Das prominenteste und vielleicht auch umstrittenste Beispiel für solche Brüche ist der Entfremdungsbegriff aus den philosophisch-ökonomischen Frühschriften, der aus Sicht mancher Interpretinnen und Interpreten im Alterswerk aufgegeben wurde.³⁵ Damit wird aber der Versuch, eine konsistente Auslegung der

33 Für einen Eindruck der schier Masse marxistischer Denkerinnen und Denker siehe Vranicki (1983).

34 Vgl. Heinrich (2011), S. 160-163.

35 Vgl. ebd., Kapitel 4.1 Für von anderen Seiten vorgebrachte Einwände gegen diese Interpretation vgl. ebd. Kap. 3.5. Einen anderen nicht unwesentlichen Bruch in der Struktur der Darstellung zeigt Heinrich zwischen den Grundrissen von 1959 und der Darstellung im Kapital. Vgl. Heinrich (2011), S. 188 f.

marxistischen Theorie zu erlangen, die hier in Bezug zum Begriff der Reproduktivität gesetzt werden kann, nicht gerade leicht gemacht. In den folgenden Kapiteln wird vornehmlich mit dem Originaltext des Kapitals argumentiert. Hinter der Auswahl und Deutung dieser Textstellen muss aber immer eine bestimmte Perspektive stecken. In diesem Fall ist es die, dass das Kapital und das ökonomische Alterswerk als Referenzrahmen für die marxistische Theorie heranzuziehen sind. Diese Perspektive ist beeinflusst von der Herangehensweise der *Neuen Marx-Lektüre*, die die Formen der kapitalistischen Vergesellschaftung mittels einer logisch-systematischen Darstellungsweise aufzudecken und zu kritisieren versucht. Dafür wird dort eben das ökonomische Spätwerk als Deutungsrahmen der marxistischen Theorie gesetzt, Unklarheiten werden dann versucht hermeneutisch mit Blick auf 'den ganzen Marx' zu überwinden.³⁶ Die vorliegende Arbeit ist dabei implizit etwa auf die *monetaristische Wertlehre* Michael Heinrichs als Vertreter der neuen Marx-Lektüre gestützt. *Monetaristisch* heißt diese, weil sie auf die Notwendigkeit einer Geldform für das Funktionieren des gesamten Systems besteht. „Die dialektische Entwicklung der Kategorien“, so Heinrich, „unterstellt als sachliche Voraussetzung immer schon das entwickelte Ganze der kapitalistischen Produktionsweise.“³⁷ In dieser aber sei der Wert notwendigerweise über die Geldform als Medium vermittelt.³⁸

Historischer Materialismus

Nach diesen Anmerkungen zur Interpretation des Textes kann nun auf den Inhalt eingegangen werden. Im Gegensatz zum Vorgehen des ökonomischen Mainstreams beginnt die marxistische Analyse der Ökonomie mit einer erkenntnistheoretischen Reflexion über den Charakter ihres Untersuchungsgegenstandes. Marx kommt zu dem Schluss, dass es nicht die Ökonomie an sich ist, die er untersucht, sondern eine ganz spezifische Form von Ökonomie - die kapitalistische Produktionsweise. Die Erkenntnis, dass diese Produktionsweise weder die natürliche, noch die einzig mögliche Form der menschlichen Produktion ist, ist eine zentrale Aussage des historischen Materialismus, dessen Kernthese besagt, dass die spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse sich im Laufe der Geschichte verändern und verändert haben. Diese Veränderungen entstehen nach Marx aufgrund von Gegensätzen, die allerdings nicht geistiger Natur sind, wie Hegel dies beschrieb, sondern materieller und daher ökonomischer Art. Sie ergeben sich aus der unterschiedlichen Entwicklung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Im Vorwort zur Kritik der Politischen Ökonomie schreibt Marx:

„Meine Untersuchung mündete in dem Ergebnis, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des 18. Jahrhunderts, unter dem Namen „bürgerliche Gesellschaft“ zusammenfaßt, daß aber

36 Siehe dazu Elbe (2008), S. 29 ff.

37 Vgl. Heinrich (2011), S. 177.

38 Die monetäre Werttheorie ist dabei nicht unumstritten. Zu einer Darstellung und Diskussion siehe Elbe (2008), S. 184-237.

die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen sei. [...] Das allgemeine Resultat, das sich mir ergab [...] kann kurz so formuliert werden: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.³⁹

In anderen Worten: Die gesellschaftlichen Produktivkräfte auf einer historischen Stufe ihrer Entwicklung und die zu ihnen gehörenden Produktionsverhältnisse, die Marx in den Eigentumsverhältnissen ausgedrückt sieht, bilden eine Produktionsweise. Jeder Produktionsweise entspricht eine bestimmte Gesellschaftsformation, deren Bewusstseinsformen von ihren Produktionsverhältnissen geprägt sind. Wenn die Produktivkräfte sich weiter entwickeln, geraten sie irgendwann in Konflikt mit den Produktionsverhältnissen, ein Konflikt, der schließlich zu einer neuen, höheren Produktionsweise und der zu ihr gehörigen Gesellschaftsformation führen wird, sobald die „materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.“⁴⁰ Insbesondere dieser letzte Halbsatz wird am Ende der Arbeit noch von Bedeutung sein.

Die Untersuchung einer solchen historischen Produktionsweise bedingt auch eine bestimmte Methode. Wie diese aussehen muss, beschreibt Marx ausführlich in der Einleitung zu den Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie. Obwohl bestimmte ökonomische Kategorien, wie zum Beispiel die Arbeit, in allen Produktionsweisen vorkommen, unterscheidet sich ihr historischer Charakter und ihre Form. Es muss daher immer ihr spezifischer Charakter und ihre Bestimmungen *innerhalb einer bestimmten Produktionsweise* herausgearbeitet werden. Aus diesem Grund wäre es auch verfehlt, die Erkenntnisse aus der Betrachtung einer bestimmten Produktionsweise als allgemeingültig zu verstehen, gleichwohl sich bei bedachter Anwendung durchaus Rückschlüsse auf andere Produktionsweisen ziehen lassen. Die Beobachtungen über eine ökonomische oder gesellschaftliche Formation gelten aber vollständig immer nur für diese spezifische Formation:

„Dies Beispiel der Arbeit zeigt schlagend, wie selbst die abstraktesten Kategorien trotz ihrer Gültigkeit – eben wegen ihrer Abstraktion – für alle Epochen doch in der Bestimmtheit dieser Abstraktion selbst ebenso sehr das Produkt historischer Verhältnisse sind und ihre Vollgültigkeit nur für und innerhalb dieser Verhältnisse besitzen.“⁴¹

In diesem Sinne ist auch das Abweichen vom Entfremdungsbegriff zu verstehen: Selbst wenn es

39 Vgl. MEW 13, S. 8 f.

40 Ebd.

41 Vgl. MEW 42, S. 39.

ein bestimmtes Wesen des Menschen tatsächlich gibt, von dem dieser entfremdet sein könnte, ist dieses Wesen objektiv nicht zu erkennen, weil alle Menschen immer gesellschaftlich präformiert sind. Das, was für ihr Wesen gehalten werden kann, ist von der herrschenden Gesellschaftsformation beeinflusst. Auch diese marx'sche Erkenntnis wird im abschließenden Kapitel der Arbeit von Bedeutung sein. Wenn davon ausgegangen wird, dass es ein egoistisch nutzenmaximierendes Wesen des Menschen gibt, bedingt das die Konkurrenz als natürliche und angemessene Produktionsweise, weil nur sie dem Egoismus als Antriebsfeder Rechnung trägt. Wird das Verhalten aber als historisch (mit)bestimmt betrachtet, dann sind andere Produktionsweisen, die auf Kooperation beruhen, plötzlich denkbar. Aus der unterschiedlichen *qualitativen* Ausgestaltung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen folgt eben, dass historisch unterschiedliche Produktionsweisen auch *qualitativ* unterschiedliche Eigenschaften besitzen und unterschiedliche Verhaltensweisen hervorbringen. Die Methode, mit der diese Eigenschaften bestimmt werden können, nennt Marx die dialektische. Was sich hinter diesem bekannten Ausdruck verbirgt, wird in der Folge kurz aufgeschlüsselt.

Dialektik

Das Ziel der Marx'schen Analyse war es, wie er am Ende des dritten Bandes des Kapitals hervorhebt, die „Bewegungsgesetze“ der *kapitalistischen Produktionsweise* „in ihrem idealen Durchschnitt“⁴² darzustellen. Dabei versucht er den Kapitalismus als spezifische historische Produktionsweise zu klassifizieren, ihre Kategorien darzustellen und den Zusammenhang dieser Kategorien miteinander offen zu legen. Die Vorgehensweise, in der die ökonomischen Kategorien voneinander unterschieden und gegeneinander entwickelt werden, ist nach Marx notwendigerweise ein Prozess der gedanklichen Konstruktion. Damit wird versucht, das real Gegebene, das Subjekt der Theorie in abstrakten Begriffen zu fassen. Diese Begriffsbildung muss einen sorgfältigen Mittelweg zwischen Empirie und Theorie finden, da

„die konkrete Totalität als Gedankentotalität, als ein Gedankenconcretum, in fact ein Product des Denkens, des Begreifens ist; keineswegs aber des ausser oder über der Anschauung und Vorstellung denkenden und sich selbst gebärenden Begriffs, sondern der Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe. Das Ganze wie es im Kopf als Gedankenganzes erscheint ist ein Product des denkenden Kopfes, der sich die Welt in der ihm einzig möglichen Weise aneignet, einer Weise die verschieden ist von der künstlerisch-, religiös, praktisch-geistigen Aneignung dieser Welt.“⁴³

Damit die Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe den tatsächlichen Charakter der Beziehung zwischen den Kategorien erfassen kann, muss sie das, was konkret *erscheint*, zunächst in seine Einzelheiten und Bestimmungen zerteilen und dann diese Bestimmungen wieder

42 Siehe MEW 25, S. 839. „Kapitalistisch“ heißt die Produktionsweise, weil das Kapital die ihr den Charakter aufprägt. „In allen Gesellschaftsformationen ist es eine bestimmte Produktion, die allen übrigen Rang und Einfluß anweist. [...] Das Kapital ist die alles beherrschende Macht der bürgerlichen Gesellschaft.“ Vgl. MEW 42, S. 41.

43 Siehe ebd., S. 36.

zu einem Ganzen zusammenführen, denn das Konkrete ist „die Zusammenfassung vieler Bestimmungen [...], also Einheit des Mannigfaltigen.“⁴⁴ Am Beispiel der Bevölkerung bedeutet das:

„Die Bevölkerung ist eine Abstraktion, wenn ich z.B. die Klassen aus denen sie besteht weglasse. Diese Klassen sind wieder ein leeres Wort, wenn ich die Elemente nicht kenne, auf denen sie beruht, Z.B. Lohnarbeit, Kapital etc. Diese unterstellen Austausch, Teilung der Arbeit, Preise etc. [...] Finge ich also mit der Bevölkerung an, so wäre das eine chaotische Vorstellung des Ganzen, und durch nähere Bestimmung würde ich analytisch immer mehr auf einfachere Begriffe kommen; von dem vorgestellten Konkreten auf immer dünnere Abstrakta, bis ich bei den einfachsten Bestimmungen angelangt wäre. Von da wäre nun die Reise wieder rückwärts anzutreten, bis ich endlich wieder bei der Bevölkerung anlangte, diesmal aber nicht als bei einer chaotischen Vorstellung eines Ganzen, sondern als einer reichen Totalität von Bestimmungen und Beziehungen. [...] Im ersten Weg wurde die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Weg des Denkens.“⁴⁵

Über dieses *Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten* bei Marx soll nach Heinrich das reale empirische Material in eine begriffliche Ordnung gebracht werden, „die zur Bestimmung der Kategorien selbst noch notwendig ist: *eine Ordnung, die wesentliche Beziehungen der Kategorien ausdrückt*.“⁴⁶ Diese Vorgehensweise ist unumgänglich, weil „im vollendeten bürgerlichen System“, wie Marx schreibt, „jedes ökonomische Verhältnis das andre in der bürgerlich-ökonomischen Form voraussetzt und so jedes Gesetzte zugleich Voraussetzung ist“⁴⁷ Daraus wird ersichtlich, warum der Begriff der Bevölkerung historisch schwer vergleichbar ist: Was „Bevölkerung“ bedeutet, ist je nach Gesellschaftsformation ganz unterschiedlich bestimmt. Damit zeigt sich auch, warum die dialektische Analyse im Kapital logisch-begrifflich zu verstehen ist. Die Formen, die im Kapitalismus zu beobachten sind und die Beobachtungen, die Marx über sie anstellt, sind nach seiner Überzeugung als Ganzes zu betrachten. Keine dieser Formen geht einer anderen historisch voraus oder kann für sich alleine stehen, weil sie nur in der Gesamtheit ihrer gegenseitigen Beziehungen aufeinander ihren spezifischen Charakter entwickeln. Würde eine sich ändern, zum Beispiel die Form der Arbeit, würden alle anderen, zum Beispiel die Bevölkerung, sich ebenso ändern müssen.

Die Kategorien lassen dabei Widersprüche zu, weil sie ein System beschreiben, „worin sich die Regel nur als blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit durchsetzen kann.“⁴⁸ Solche Widersprüche sind aber nach Heinrich nicht formal-logisch zu verstehen, sondern dialektisch-logisch: Sie verweisen auf die Gegensätze in den Beziehungen zwischen den Kategorien, etwa zwischen Arbeit und Kapital, aus denen der spezifische Charakter dieser Beziehungen entsteht. Das Spezifische der dialektischen Darstellung besteht deshalb darin einen „Begründungszusammenhang“⁴⁹ zwischen den einzelnen Kategorien zu liefern, indem sie zeigt, wie diese aufeinander wirken und sich wechselseitig bedingen. In dieser Form ist die dialektische Darstellung des Kapi-

44 Vgl. MEW 42, S. 35.

45 Ebd.

46 Siehe Heinrich (2011), S. 172 f.

47 Vgl. MEW 42, S. 203.

48 Siehe MEW 23, S. 117.

49 Vgl. Heinrich (2011), S. 173 f.

tals auch eine Kritik der ökonomischen Kategorien. Es wird noch einmal deutlich, was oben schon erwähnt wurde. Die empirischen Phänomene oder Verhaltensweisen, die sich im Kapitalismus beobachten lassen, sind Ausdruck dieser spezifischen Produktionsweise, sie drücken dessen spezifische und komplexe Konstellation gesellschaftlicher Beziehungen aus, werden von dieser bedingt und geprägt – Was dort an negativen Folgen zu sehen ist, ist also direkter Ausdruck dieser Produktionsweise.

Strukturalismus und ökonomischer Determinismus

Wenn nun Marx versucht die „allgemeinen Bewegungsgesetze“ der kapitalistischen Produktionsweise zu beschreiben, so findet er diese durch die Struktur der Beziehungen zwischen ihren grundlegenden Kategorien bestimmt. Die Kategorien im Kapitalismus stehen dergestalt zueinander, dass ihre Beziehungen eine bestimmte Entwicklung des Systems und ein bestimmtes Verhalten der Menschen erzwingt. Wie genau das begründet wird, wird im Verlauf der Arbeit noch sichtbar werden. Es lässt sich zunächst feststellen: *Die Bewegungsgesetze ergeben sich deshalb direkt aus der Struktur der Produktionsverhältnisse.* Damit hat die marx'sche Betrachtungsweise eine Nähe zu strukturalistischen Ideen.⁵⁰ Das würde aber auch bedeuten, dass das individuelle Handeln durch die ökonomische Struktur bestimmt wird. Exakt so beschreibt es Marx. Die Produktionsverhältnisse zwingen die Akteure demnach „ökonomische Charaktermasken“ zu tragen, sie werden „Personifikationen“⁵¹ ökonomischer Rollen, die sie unter Strafe ihres Untergangs spielen müssen, in einem Prozess, der über den Wert als „automatisches Subjekt“⁵² vermittelt wird. Die Akteure wären damit lediglich „Träger bestimmter Strukturen“⁵³, keine eigentlich Handelnden, sondern Ausführende.

Mit dieser Sichtweise steht die historisch-materialistische und strukturalistische Konzeption der marx'schen Analyse unter dem Verdacht des ökonomischen Determinismus, der alle gesellschaftliche Wirklichkeit auf notwendigerweise ökonomische Ursachen zurückführt und im Vorübergehen das autonome, verantwortliche, menschliche Subjekt als Moment der gesellschaftlichen Entwicklung völlig eliminiert. Dieser Kritik ist hier nun nachzugehen, insbesondere weil sie sicher auch einer weitergehenden Rezeption marxistischer Theorie im Rahmen von Degrowth im Wege steht. Es kann dem entgegengehalten werden, dass eine solche Sichtweise eine Fehl- oder Überinterpretation darstellt, die sich etwa der als politische Ideologie fungierende „Weltanschauungsmarxismus“⁵⁴ zu eigen macht. Sie folgt aber nicht notwendig aus dem marx'schen Text. Die dialektische Erklärung ökonomischer Kategorien beschreibt Gesetze eben

50 Die strukturalistische Betrachtung der Marxschen Kategorien wurde stark von Louis Althusser beeinflusst. Vgl. Elbe (2008), S. 54. Vgl. für eine Zusammenfassung der darauf aufbauenden strukturalistischen Interpretation Elbe (2008), S.48-66. Heinrichs Ansatz folgt dieser Prämisse, siehe Heinrich (2011) S.177.

51 Vgl. MEW 23, S. 100.

52 Siehe ebd., S. 169.

53 Vgl. Elbe (2008), S. 53.

54 Siehe Heinrich (2005), S. 23-25.

nicht *formal*-logisch und damit deterministisch, sondern *dialektisch*-logisch, als „blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit“.⁵⁵ Selbstverständlich besteht dabei auch die Möglichkeit, dass widerstreitende Ideen, also Immaterielles, einen Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung nehmen können. Dieser Einfluss bleibt jedoch begrenzt, wenn er von den ökonomischen Verhältnissen konterkariert wird. Diese bestimmende Wirkung der materiell-ökonomischen *Basis* für den ideell-gesellschaftlichen *Überbau* ist nach Bob Jessop⁵⁶ in verschiedener Hinsicht zu sehen: Wird damit die wirtschaftliche Macht der Besitzer von strategischen Ressourcen bezeichnet, herrscht demnach „ökonomische Dominanz“. Die Fähigkeit, die herrschende Meinung über das ökonomische System zu beeinflussen, ist „ökonomische Hegemonie“. Zwingt ein System seinen umgebenden Systemen die eigene Logik auf, liegt „ökologische Dominanz“ vor. Alle drei bezeichnen zwar gerichtete Einflüsse, die aber nicht streng deterministisch sind. Besonders letzteres, die ökologische Dominanz, die explizit die systemischen Wirkungen in den Blick nimmt, kann nach Jessop nie nur einseitig sein. Zwar werden die umgebenden oder mit ihr verbundenen Strukturen von der ökonomischen Struktur dominiert, sie sind aber eben nicht vollständig abhängig und können auch in die Gegenrichtung zurückwirken.

Dies gilt analog für die Handlungsfreiheit des Individuums. Eine strukturalistische Auslegung des Marx'schen Systems verneint nicht, dass das ökonomische Ganze das Ergebnis der individuellen Handlungen ihrer Glieder ist. Sie betont jedoch, dass zur Erklärung dieser Handlungen *innerhalb des Systems* zunächst die Struktur der Institutionen untersucht werden muss, unter denen gehandelt wird, weil diese die Alternativen bestimmt, die zur Entscheidung stehen. Die gewählte Handlung hängt eben von den vorhandenen Handlungsmöglichkeiten ab. Die Idee autonomer Akteure, die dem methodologischen Individualismus zugrunde liegt, unterliegt deshalb einem Freiheitsfetischismus, der die strukturelle und gesellschaftliche Bedingtheit individueller Entscheidungen übersieht. Dennoch kann jede Geschichte und jede Struktur natürlich nur von Menschen gemacht werden. Und wenn die Struktur nicht deterministisch zu verstehen ist, sind den Menschen Handlungsspielräume gegeben. Die Verantwortung für die Verhältnisse kann nie auf die Verhältnisse selbst abgewälzt werden – Marx' muss diese Spielräume im eigenen Interesse zulassen, weil sonst nicht erklärbar wäre, wie die Menschen schließlich aus ihrem Bewußtsein heraus die Revolution anstoßen sollen. Die komplizierte Frage nach der Handlungsfreiheit wird also entscheidend, wenn es im abschließenden Kapitel um die Möglichkeit einer Transformation der Produktionsverhältnisse geht. Sie wird deshalb im Abschnitt zu Fetischismus und Verdinglichung noch näher untersucht werden.

Einbettung der Untersuchung

Bevor die nähere Untersuchung beginnen kann, soll aber auf einen letzten Punkt noch Bezug

55 Vgl. MEW 23, S.117.

56 Vgl. Jessop (2011).

genommen werden. Wenn die marxistische Theorie dafür herangezogen werden soll, die Krise der natürlichen und sozialen Reproduktion zu erklären, muss das gerechtfertigt werden, denn Marx wird gerade dafür kritisiert, dass er weibliche Reproduktionsarbeit und natürliche Ressourcen als außerhalb der Warenproduktion liegend behandelt und damit nicht in die Analyse integriert.⁵⁷ Wie es sich mit Ersterem verhält, sollte im Verlauf der Arbeit sichtbar werden. Eine Grundbedingung für Letzteres, die Berücksichtigung der Grenzen der natürlichen Reproduktion ist damit gegeben, dass Marx den Produktionsprozess als Stoffwechselprozess mit der Natur als untrennbar mit dieser verwoben sieht.⁵⁸ Die Angelegenheit kann als Ganzes auch anders gewendet werden: Was Marx im Kapital anstrebt, ist Kritik der politischen Ökonomie, das heißt Kritik des Kapitalismus. Das geschieht durch den Versuch einer möglichst systematischen Darstellung des Systems - seine Analyse ist „zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben.“⁵⁹ Auch wenn Marx bestimmte Aspekte der Reproduktivität möglicherweise nicht gesehen oder nicht gesondert hervorgehoben hat, liegen sie doch implizit in seiner Analyse. Dass Marx die Care-Arbeit nicht erwähnt, mag daran liegen, dass er ihr, dem Zeitgeist entsprechend, wenig Bedeutung beigemessen hat. Es ist aber auch ein Ausdruck für die allgemeine Stellung dieser Tätigkeit in der kapitalistischen Produktion: Es wird dieser Tätigkeit dort traditionell eine geringe Bedeutung beigemessen. Aus seiner Darstellung ist dies leicht zu schließen. Die Einheit von Darstellung und Kritik bekommt damit eine weitere, von Marx vermutlich nicht vorhergesehene, Dimension.

Die marx'sche Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise soll im Folgenden vorgestellt werden.

3.2 Bestimmungen der einfachen Warenproduktion

Der Doppelcharakter der Ware als Gebrauchswert und Tauschwert

Die dialektische Untersuchung beginnt, wie erwähnt, mit den konkreten Phänomenen, die dann bis auf ihre grundlegendsten Bestimmungen zerlegt werden um schließlich wieder die Beschreibung des Ganzen daraus herzuleiten. Das konkreteste und greifbarste Phänomen, in dem sich die Mannigfaltigkeit der kapitalistischen Struktur kristallisiert, identifiziert Marx in der Kategorie der *Ware*. Somit muss auch die Trennung von Wertbildungsprozess und Bewertungsprozess, die oben als eine Ursache der Krise der Reproduktivität ausgemacht wurde, in der Logik der Warenproduktion begründet liegen. Welche Bewandnis es damit hat, soll in diesem Abschnitt gezeigt werden. Es zeigt sich Folgendes: Die Produktion von Waren ist vornehmlich Produktion für den Tausch. Um den Tausch zu ermöglichen, müssen die qualitativ verschiedenen Waren vergleichbar gemacht werden. Das geschieht über das Verhältnis der in der Ware enthaltenen Arbeit. Diese bestimmt ihren Tauschwert. Deshalb wird anhand des Warentauschs sichtbar, wie kapitalistische Wertbil-

57 Vgl. für Ersteres von Werlhof (1983), für Letzteres Georgescu-Roegen (1975), S. 348.

58 Vgl. Foster (2011a).

59 Siehe MEW 29, S. 550.

dung und Bewertung funktionieren.

Die Analyse im Kapital beginnt mit der Ware, wie Marx es in seinem einleitenden Satz beschreibt:

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine „ungeheure Warensammlung“, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Ware“⁶⁰

Diese Beschreibung ist voraussetzungsreicher als es zunächst erscheint. Marx verweist damit auf ein Spezifikum der kapitalistischen Produktionsweise: *Nur* in kapitalistischen Gesellschaften erscheint der Reichtum überwiegend als „Warensammlung“, in anderen Gesellschaftsformen nimmt auch der Reichtum eine andere Form an.⁶¹ Das heißt aber auch, nicht jedes wirtschaftliche Gut ist eine Ware. Die Ware ist, wie Marx herausarbeiten will, ein ganz besonderes wirtschaftliches Gut. Sie ist entgegen dem ersten Anschein nicht „ein selbstverständliches, triviales Ding“, sondern ein „sehr vertracktes [...], voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken.“⁶² In der Produktion und in der Zirkulation (dem Austausch) der Ware, die den kapitalistischen Gesamtprozess bilden, zeigen sich alle Eigenschaften dieser Produktionsweise.

Als Ware definiert Marx einen *Gebrauchsgegenstand*, der nicht für seinen Gebrauchswert, sondern *für den Tausch, also um seines Tauschwertes willen* produziert wird. Die Ware zeichnet sich damit durch einen Doppelcharakter aus. Sie ist zugleich Gebrauchswert und Tauschwert, für letzteren jedoch wird sie produziert.⁶³ Diese Unterscheidung ist der Angelpunkt aller weiteren Analysen, in ihr liegt die Vertracktheit der Warenform und sie muss daher näher erläutert werden.

Der *Gebrauchswert* ist die „natürliche handgreifliche Existenz“⁶⁴, die qualitative und stoffliche Eigenschaft der Ware. Er besteht darin dass die Ware durch ihre „Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt“, ob diese Bedürfnisse „dem Magen oder der Phantasie entspringen ändert nichts an der Sache.“⁶⁵ Es ist dieser Gebrauchswert, der die Nützlichkeit der Ware ausmacht und aufgrund dessen ein Reichtum an Waren auch als ein Reichtum an Lebensqualität angesehen werden kann. Am Gebrauchswert der Ware ist zunächst nichts Vertracktes, denn er ist dem Menschen in der Regel unmittelbar ersichtlich. Deshalb, weil sie Gebrauchswert ist und als solcher erfasst wird, erscheint die Ware als ein triviales Ding.

Was aber einen Gebrauchsgegenstand erst zur Ware macht, ist, dass er für den Tausch bestimmt und produziert ist, dass er also einen *Tauschwert* besitzt. Dieser „erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte

60 Vgl. MEW 23, S. 49.

61 Vgl. Heinrich (2005), S. 37.

62 Vgl. MEW 23, S. 85.

63 „Jede Ware aber stellt sich dar unter dem doppelten Gesichtspunkt von *Gebrauchswert* und *Tauschwert*.“
vgl. MEW 13, S. 15.

64 Ebd.

65 Vgl. MEW 23, S. 49.

anderer Art austauschen [...].“⁶⁶ Ein Tauschwert kann also einer Ware logisch nur dann zukommen wenn sie tatsächlich getauscht wird. An den Grundlagen und Bedingungen dieses Tausches geht deshalb die Untersuchung weiter. Getauscht wird die Ware nur wenn die Person, die sie eintauschen soll, sie *gebrauchen* kann. Deswegen ist jeder Tauschwert immer gleichzeitig auch Gebrauchswert und es scheint sichergestellt, dass in der Warenproduktion, selbst wenn sie um des Tauschwertes willen stattfindet, nützliche Dinge produziert werden. Der Doppelcharakter der Ware bleibt immer erhalten.⁶⁷ Es gibt aber noch eine wichtigere Grundlage dafür, dass der Tausch überhaupt stattfinden kann. Unterschiedliche Waren müssen kommensurabel sein. Sie müssen, damit der Tauschwert ein quantitatives Tauschverhältnis ausdrücken kann, auf irgendeine Art gegeneinander aufrechenbar sein. Um den Tausch überhaupt erst möglich zu machen braucht es also etwas, was zwei unterschiedliche Arten von Gebrauchsgütern vergleichbar macht, es braucht eine gemeinsame Eigenschaft der Waren. Die Arbeitsprodukte brauchen deshalb „eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte, gesellschaftlich gleiche *Wertgegenständlichkeit*.“⁶⁸ Sie müssen *bewertet* werden.

Arbeit und Wert

Das Gleiche, das sich in der Wertgegenständlichkeit ausdrückt, kann nach Marx keine stoffliche Eigenschaft der Waren sein, sondern gerade nur eine Abstraktion von den stofflichen Eigenschaften, also von den Gebrauchswerten.⁶⁹ Der Tausch findet ja deswegen statt, weil die Waren sich qualitativ unterscheiden, gerade weil sie *nicht* gleich sind. Die gesuchte Abstraktion von den Gebrauchswerten, die das Inkommensurable kommensurabel macht, findet sich nach Marx in der für die Waren verausgabten Arbeit: Für jede Ware wird irgendeine Form von Arbeit verausgabt und diese Arbeit kann quantitativ verglichen werden, wenn sie auf eine gemeinsame Qualität reduziert wird. Analog zur Doppelnatur der Ware als Gebrauchswert und Tauschwert, hat die Waren produzierende Arbeit deshalb einen Doppelcharakter: Sie ist zugleich konkrete, stoffliche Arbeit und abstrakte, gesellschaftliche Arbeit. Diese „zweischlächtige Natur der in den Waren enthaltenen Arbeit“ ist nach Marx der „Springpunkt [...], um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht.“⁷⁰ Sie muss deshalb sorgfältig betrachtet werden.

Die *konkrete Arbeit*, die tatsächliche, handfeste, von außen sichtbare Arbeit, die zur stofflichen Produktion eines Gebrauchsgutes, zum Beispiel eines Stuhles, erheischt ist, unterscheidet sich in ihrer Art, je nachdem welches Gebrauchsgut produziert wird. Um das Problem des Tauschs zu lösen, muss die Arbeit also analog zum Arbeitsprodukt auf eine gemeinsame Qualität reduziert

66 Siehe MEW 23, S. 50.

67 Da der Gebrauchswert einer Ware allerdings auch der Phantasie entspringen kann, reicht auch der Anschein einer Nützlichkeit oder, wie Wolfgang Fritz Haug es nennt, ein „Gebrauchswertversprechen“, vgl. Haug (2009), S. 29 f. Diese Umgehung des Doppelcharakters der Ware hat weitreichende Folgen, auf die später näher einzugehen sein wird.

68 Vgl. MEW 23, S. 87.

69 Siehe ebd., S. 51 f.

70 Vgl. ebd., S. 56.

werden. Sie muss als „Arbeit überhaupt“ oder „Arbeit sans phrase“⁷¹ betrachtet werden, wie Marx es nennt. Der Charakter dieser *abstrakten Arbeit* muss sein, dass sie gerade nicht objektiv sichtbar oder stofflich erfahrbar ist, sondern dass sie das gesellschaftliche Verhältnis ausdrückt, in dem die Waren verglichen werden. Sie ist im hegelschen Sinne Arbeit „an-sich“, Abstraktion von allen Unterschieden der Arbeit, Reduktion auf einen idealen Durchschnitt. Sie bezeichnet nach Marx

„gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werten der Warenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnitts-Arbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeitskraft wirkt, also in der Produktion einer Ware auch nur die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.“⁷²

Inwieweit nun eine konkret verausgabte Arbeit auch als abstrakte gesellschaftliche Arbeit gelten kann, ist also von Bedingungen abhängig, die dem individuellen Arbeitsprozess äußerlich sind. Eine gleiche Verausgabung konkreter Arbeit, z.B. die Herstellung eines Stuhles, kann eine größere Menge abstrakter Arbeit ausdrücken, wenn die im gesellschaftlichen Durchschnitt notwendige Arbeitszeit steigt und eine geringere, wenn sie sinkt. In diesem Zusammenhang steht etwa die Entwertung handwerklicher Tätigkeiten im Angesicht der industriellen Produktion.

Es wird nun ersichtlich, wie Marx das Prinzip der Bewertung und Wertbildung in der kapitalistischen Produktion beschreibt: Der Wert oder die Bewertung einer Ware ist über die in einer Ware vergegenständlichte Arbeit vermittelt. Solche vergegenständlichte Arbeit steckt in jedem wirtschaftlichen Gut. Die Ware jedoch, die ihre spezifische Eigenschaft erst durch den Tausch erhält und damit ein Ins-Verhältnis-Setzen unterschiedlicher Arbeiten ist, ist vergegenständlichte *gesellschaftliche Arbeit*, sie ist „Materiatur der gesellschaftlichen Arbeit“⁷³. Als wertbildend wird *nur diese abstrakte Arbeit* angesehen, unabhängig vom tatsächlichen, konkreten Arbeitsprozesses. Auch alles was außerhalb des konkreten Arbeitsprozesses in das Produkt der Arbeit eingeht, wird im Tausch nicht als wertbildend betrachtet.

Damit ist der Wert der verausgabten Arbeit, die auf den Tauschwert ausgerichtet ist, von äußeren, gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt. Wie später zu sehen sein wird, bleibt dieser Umstand nicht ohne Auswirkung auf die konkreten Arbeitsprozesse. Hier interessiert aber zunächst, welcher Art die *Verhältnisse* sind, die den wertbildenden Teil der in einer Ware enthaltenen Arbeit definieren. Im bisherigen Beispiel ist dies Verhältnis vornehmlich ein *technologisches*: Der „gesellschaftliche Durchschnittsgrad an Geschick“ und die „gesellschaftlich normalen Produktions-

71 Siehe MEW 42, S.38 f.

72 Vgl. MEW 23, S. 53.

73 Siehe MEW 13, S. 16.

bedingungen“ sind dadurch bestimmt, welche Produktionstechnologie erreicht und anwendbar ist. Gibt es technologischen Fortschritt, werden Arbeit und Waren, die ohne die neue Technologie produziert werden, entwertet. Sie sind, wenn sie auf exakt die gleiche Art und Weise hergestellt werden wie zuvor, plötzlich weniger wert.

Allerdings ist die gesellschaftlich notwendige Produktion nicht nur technologisch bestimmt, sondern auch im eigentlichen Sinne gesellschaftlich. Wenn von einem bestimmten Gut mehr produziert wird, als nachgefragt, sinkt der Wert der Ware. „Die Wirkung“, so Marx für das Beispiel von Leintuch, „ist dieselbe als hätte jeder einzelne Leinweber mehr als die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf sein individuelles Produkt verwandt. Hier heißt's: Mitgefangen, mitgehungen.“⁷⁴ Ein zu großes Angebot oder eine zu geringe Nachfrage nach einer Ware entwertet also die für die Ware aufgebrauchte Arbeitszeit: Bei gleichem Aufwand konkreter Arbeit wird nun eine geringere Menge gesellschaftlicher, abstrakter Arbeit als wertbildend anerkannt, der Rest wird überflüssig. Ein ähnlicher Effekt zeigt sich auch nachfrageseitig. Da nur zahlungskräftige Nachfrage als Nachfrage gelten kann, ist nur jene Arbeit von gesellschaftlichem Wert, der eine zahlungskräftige Nachfrage gegenüber steht:

„Es sei hier im Vorbeigehn bemerkt, daß das 'gesellschaftliche Bedürfnis', d.h. das, was das Prinzip der Nachfrage regelt, wesentlich bedingt ist durch das Verhältnis der verschiedenen Klassen zueinander und durch ihre respektive ökonomische Position, namentlich also erstens durch das Verhältnis des Gesamtmehrwerts zum Arbeitslohn und zweitens durch das Verhältnis der verschiedenen Teile, worin sich der Mehrwert spaltet (Profit, Zins, Grundrente, Steuern usw.); [...].“⁷⁵

Diesen Punkt erwähnt Marx nur kurz. Er ist jedoch folgenswer, denn das bedeutet, welche Arbeit gesellschaftlichen Wert besitzt und welche nicht, hängt indirekt von der Verteilung der Kaufkraft ab. Es wird diejenige Arbeit viel „wert“ sein, die der Nachfrage derer entspricht, die vermögend sind. Die genauen Folgen werden später noch sichtbar werden. Hier kann zunächst zusammenfassend festgehalten werden: Der Wert einer Ware wird nach Marx ausschließlich über die für die Produktion aufgebrauchte Arbeit bestimmt. Welcher Teil dieser Arbeit als wertbildend anerkannt wird, zeigt sich aber erst im Tausch: Der Wert der verausgabten Arbeit hängt ab von der vorherrschenden Produktionstechnologie und der gesellschaftlichen Nachfrage und damit auch von der Verteilung.

Es kann nun, nachdem die Bedingungen bekannt sind, unter denen sich der Tauschwert bildet, näher bestimmt werden was sich unter dem Begriff des Werts bei Marx eigentlich verbirgt. Wenn das quantitative Tauschverhältnis ein Verhältnis unterschiedsloser, abstrakter Arbeit ist, dann wird nach Marx im Tauschwert von stofflichen, d.h. nützlichen, Aspekten der Waren abstrahiert:

„Betrachten wir nun das Residuum der Arbeitsprodukte. Es ist nichts von ihnen übrig geblieben

74 Vgl. MEW 23 S. 122.

75 Siehe MEW 25 S. 191. Ein Teil der Nachfrage ergibt sich aber nach Marx immer aus der Notwendigkeit der Reproduktion der Klasse der Arbeiterinnen und Arbeiter und ist damit unumgänglich, *vorausgesetzt, diese soll erhalten werden*. Dazu später mehr.

als dieselbe gespenstische Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit, d.h. der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung. Diese Dinge stellen nur noch dar, daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgibt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte - Warenwerte⁷⁶

Die Aussage, die Ware sei Gebrauchswert und Tauschwert, ist dann „genau gesprochen falsch. Die Ware ist Gebrauchswert oder Gebrauchsgegenstand und „Wert“.“⁷⁷ Wert ist im Kapitalismus nur das, was sich im Tausch als das Ergebnis von Arbeitszeit, Produktionstechnologie und dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage herausbildet. Er ist mit keinerlei stofflichen Eigenschaften verbunden. Vor allem aber drücken sich im Wert keine natürlichen oder menschlichen Grundlagen der Reproduktion aus.

Wertform und Preis

Dieser Wert nun braucht, um ausgedrückt werden zu können, eine *Wertform*. Das kann eine bestimmte Ware sein, auf die sich alle anderen Waren als *allgemeines Äquivalent* beziehen, z.B. Gold. Der Wert eines Quantums einer bestimmten Ware wird dann in der Ware gemessen, die die Funktion der allgemeinen Äquivalentform übernommen hat. Das allgemeine Äquivalent wird schließlich zu Geld, zur allgemeinen Wertform, das heißt zum Wert an sich.⁷⁸ Wenn nicht davon ausgegangen wird, dass diese Wertform eine Ware sein muss, reicht es überdies, wie es der empirischen Wirklichkeit entspricht, dass ein bestimmtes Gut als allgemeines Äquivalent, als Geld, anerkannt wird.

Durch das Geld kann die Wertgröße der Ware schließlich in der *Preisform* ausgedrückt werden. Die Beziehung von Wert und Preis ist bei Marx komplex, was sich im sogenannten Transformationsproblem ausdrückt. Dieses Problem bezieht sich auf die Frage, wie in der realen Produktion Werte konsistent in *Produktionspreise* transformiert werden können, so dass der Zusammenhang der Wertlehre gültig bleibt. Es wird in Kapitel 3.5 noch behandelt werden. Hier soll auf eine andere Folge der Unterscheidung von Werten und Preisen eingegangen werden, die sich auf den *Marktpreis* bezieht: Der Marktpreis muss im Kapitalismus nicht automatisch dem tatsächlichen kapitalistischen Wert entsprechen. Es ist auch eine Inkongruenz zwischen tatsächlichem Wert und Preis möglich. Diese Inkongruenz kann nach Marx so weit gehen, dass Dinge, die gar nicht das Ergebnis menschlicher Arbeit sind und somit keinen Wert in diesem Sinne haben, einen Preis erhalten - die imaginäre Preisform - oder anders herum Dinge, die einen Wert haben, keinen Preis erhalten. Der Preis hört dann überhaupt auf, Wertausdruck zu sein.⁷⁹ Die Inkongruenz von Wert und Preis kann für die Funktion des Systems problematisch werden. Ersteres, die Möglichkeit der quantitativen Inkongruenz – kleinere, nicht-systematische Abweichungen vom tatsächlichen Wert –

76 Siehe MEW 23, S. 52.

77 Vgl. ebd., S. 75.

78 Vgl. ebd., S. 62-84.

79 Siehe ebd., S. 117.

macht die Preisform nach Marx zwar zur adäquaten Form „einer Produktionsweise, worin sich die Regel nur als blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit durchsetzen kann.“⁸⁰ Im Monopolkapitalismus wird, wie später zu sehen sein wird, die Inkongruenz zwischen Preis und Wert allerdings zur Regel, was das Ergebnis der Produktion entscheidend bestimmt.

Mit Blick auf die Reproduktivität ist aber hier zunächst die Möglichkeit von *imaginären Preisen* bedeutsam. Über diese Möglichkeit kann der Zusammenhang von Wertbildung und Bewertung in der kapitalistischen Warenproduktion nochmals in den Blick genommen werden. In der Bewertung der Ware wird nur diejenige Arbeit als wertbildend berücksichtigt, die in der *direkten Produktion der Ware aufgebracht wird*. Dies ist offensichtlich ein Bewertungsmechanismus, der die Produktivität nicht als Reproduktivität fasst. Alles, was außerhalb des konkreten Arbeitsprozesses als Grundlage für diesen Arbeitsprozess notwendig ist, wird in der Wertbildung zwar internalisiert, in der Bewertung aber außen vor gelassen – das betrifft jegliche Form von Reproduktionsarbeit. *Caregiving ist also im kapitalistischen Bewertungsprozess nach Marx nicht berücksichtigt*. Auch die natürlichen Produktionsfaktoren sind logisch nur bewertet, sofern Arbeit zu ihrem Abbau notwendig wird. Die Reproduktion der natürlichen Ressourcen bleibt damit ebenso außen vor. Darüber hinaus ist der als wertbildend bewertete Teil der Produktionsarbeit von der herrschenden Technologie und dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage abhängig. Die Bewertung enthält also ein willkürliches Moment.⁸¹

Das Problem, dass Reproduktionsarbeit in der kapitalistischen Wertbildung zwar internalisiert, in der Bewertung aber ausgeschlossen wird, kann noch anders ausgedrückt werden: Verausgabte Arbeit kann im Kapitalismus überhaupt nur dann einen Wert erhalten, *wenn sie einen Preis erhält*. Dies ist aber nicht für alle Arbeiten notwendigerweise der Fall. Gesellschaftliche Arbeit, die nicht in kommodifizierter Form stattfindet, also nicht Ware wird, weil sie schlicht nicht verkauft, sondern 'verschenkt' wird, erhält auch keinen Preis. Alle soziale Arbeit, die unentgeltlich erbracht wird, ob freiwillig oder erzwungenermaßen, ist von diesem Problem betroffen. Dies trifft insbesondere für Reproduktionsarbeit, für *Caregiving*, zu. Hier liegt einer der wichtigsten Gründe, warum die kapitalistische Produktionsweise nach Marx nicht reproduktiv sein kann. Es gibt daraus nach Marx nur insofern einen möglichen Ausweg, als der Wert der Arbeitskraft über ihre Reproduktionskosten bestimmt wird. Es wird deshalb später untersucht, inwiefern soziale Reproduktionsarbeit darin ausgedrückt sein kann und ob damit zumindest *Support for Caregiving* gewährleistet ist.

Aus der grundlegenden Analyse der Ware zeichnen sich einige Kerngedanken der marx'schen Theorie ab. Zusammenfassend für diesen Abschnitt sind diese: Erstens, der Kapitalismus ist eine

80 Alles siehe MEW 23, S. 117.

81 Das von Marx aufgeworfene Problem, dass Güter verkauft werden, also einen Preis erhalten, die gar nicht das Ergebnis menschlicher Produktion sind wird in der Beschreibung von Karl Polanyi noch verständlicher. Dieser bezeichnet es als die *Warenfiktion*. Fiktive Waren sind demnach Arbeit, Boden und Geld. Im Verkauf fiktiver Waren sieht Polanyi die eigentliche Ursache für die Funktionsstörungen des marktwirtschaftlichen Systems. Vgl. Polanyi (1990), S. 107 f.

über den Wert vermittelte Gesellschaftsform, das heißt soweit, die Arbeit steht in einem gesellschaftlichen Verhältnis, das über den Arbeitswert bestimmt wird. Es gelten dabei nur diejenigen Arbeiten als wertbildend, die getauscht werden, also einen Preis erhalten, der auch gezahlt wird. Alles andere, was der tatsächlichen Wertbildung zugrunde liegt, geht in den Bewertungsprozess nicht ein. Der Wert der in den Arbeitsprodukten vergegenständlichten Arbeit hängt von der vorherrschenden Technologie und dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage ab, letzteres wiederum von der spezifischen Verteilung des produzierten Reichtums. Wie die gesellschaftliche Arbeitskraft eingesetzt wird, wird deshalb davon bestimmt, *welche Arbeiten als Ware gehandelt werden, welche Technologie verwendet werden kann und wie die gesellschaftliche Zahlungskraft verteilt ist.*

Durch die Analyse der Ware können erste Grundkategorien der kapitalistischen Produktionsweise geklärt werden. Gleichzeitig werden durch sie neue Fragen aufgeworfen. Es muss nun erklärt werden, was die spezifisch *kapitalistische* Warenproduktion ist, denn Tausch und damit Produktion von Waren kann auch außerhalb der kapitalistischen Produktionsweise stattfinden. Außerdem muss geklärt sein, warum im Kapitalismus überhaupt für den *Tausch* produziert wird. Und schließlich: Wie wirkt sich diese über den Wert vermittelte kapitalistische Produktion weiter auf die konkreten Prozesse und *Ergebnisse* der Produktion aus? Diesen Fragen soll nun nachgegangen werden, beginnend mit der ersten.

3.3 Bestimmungen der kapitalistischen Warenproduktion

Nach der Bestimmung des Charakters der Ware ist im nächsten Schritt der Charakter des Tauschs darzustellen, da der Wert sich nur dort realisiert.⁸² Es geht also nun um die Warenzirkulation. Über deren Darstellung kann schließlich gezeigt werden, was die kapitalistische Warenproduktion eigentlich als kapitalistisch ausmacht. Dazu ist auch die Warenzirkulation dialektisch in ihre abstrakten Bestimmungen zu zerlegen, was im Folgenden stattfinden soll.

Die grundlegendste Form der Warenzirkulation nennt Marx den *gesellschaftlichen Stoffwechselprozess*, der sich in einem unendlichem Kreislauf von *Metamorphosen der Ware* ausdrückt.⁸³ Die einfache Form der Metamorphose ist wie folgt: Eine Ware (W) wird produziert und danach verkauft, sie wird zu Geld (G). Mit dem Geld wird wieder eine Ware (W) gekauft. Daher der Begriff der Metamorphose: Ein Gleiches, der Wert, ändert darin seine äußerliche Gestalt, von der Form eines spezifischen Gebrauchsgegenstandes in die Geldform, von der Geldform in die Form eines anderen spezifischen Gebrauchsgegenstandes. Formal heißt das:

$$W - G - W'$$

An diesem Prozess lassen sich einige Aspekte der Warenzirkulation verdeutlichen. Das Ziel der Zirkulation ist W' , eine besondere Ware, die der Produzent von W ob ihres *Gebrauchswertes* erlan-

82 Vgl. MEW 23, S. 98.

83 Siehe ebd., S. 118-128.

gen will. Eigentlicher Inhalt und Ziel des Tauschaktes besteht also in $W - W'$. Um diesen Tausch möglich zu machen, ist allerdings G als Vermittlungsinstanz notwendig, worin sich beide, W und W' ausdrücken können. Der Warenproduzent produziert also W um G zu erlangen, um schließlich wieder W' zu erlangen. Damit besteht der beschriebene Austausch aus zwei Akten, der ersten Metamorphose $W - G$ und der Schlussmetamorphose $G - W'$. Aus der ersten Metamorphose folgt: In einer Warenwirtschaft müssen Güter, auch wenn das eigentliche Ziel ein anderes ist, um deren Tauschwert willen produziert werden: G muss groß genug sein um es wieder in W' einzutauschen. Dazu gehört, wie oben beschrieben, dass die Waren zumindest einen Anschein von Gebrauchswert erwecken und dass sie für ein zahlungskräftiges Klientel produziert werden. Jede erste Metamorphose aus Sicht des Verkaufs ist außerdem zugleich die Schlussmetamorphose aus der Perspektive des oder der Kaufenden und andersherum. Daraus entsteht aus der Gesamtperspektive ein endloser Prozess der *Warenzirkulation*.

Darin, dass die Warenzirkulation über Geld vermittelt wird, liegt nun der logische Ursprung der kapitalistischen Produktionsweise. In der einfachen Warenzirkulation $W - G - W'$ wurde zwar schon um des Tauscherts willen produziert, eigentlicher Inhalt und Ziel der Zirkulation aber war der Tausch zweier Gebrauchswerte. Durch die Verwendung des Geldes lässt sich der Inhalt der Zirkulation jedoch umkehren. Eine Ware wird gekauft um sie wieder zu verkaufen, G wird gegen W getauscht, um es wieder in G zu tauschen. Formal:

$$G - W - G^{84}$$

Das Geld wird, wenn sich die Zirkulationsform dergestalt ändert, zum Kapital. Die *Zirkulationsform des Kapitals* ist *kaufen um zu verkaufen*. In dieser Form wird Tauschwert oder Wert zum letzten Zweck der Zirkulation, die Ware oder der Gebrauchswert sind zum bloßen Mittel verkommen.

Die Motivation für diese Bewegung ist für den Kapitalisten dieselbe wie für einen Schatzbildner. Geld als gesellschaftliche Form des Reichtums ist Inkarnation gesellschaftlicher Arbeit und damit Verfügungsgewalt über Arbeit in Form von Gebrauchswerten. Geld anzuhäufen bedeutet also potentielle Gebrauchswerte anzuhäufen. Es ist das Streben nach Reichtum. Der Kapitalist ist nach Marx jedoch der klügere der beiden: „Die rastlose Vermehrung des Werts, die der Schatzbildner anstrebt, indem er das Geld vor der Zirkulation zu retten sucht, erreicht der klügere Kapitalist, indem er es stets von neuem der Zirkulation preisgibt.“⁸⁵ Die Bewegung des Geldes als Kapital macht dann aber für den Kapitalist nur unter der Voraussetzung Sinn, dass am Ende *mehr* herauskommt als am Anfang hineingegeben wurde. Nur wenn das zweite G größer ist als das erste, entsteht ein Anreiz zur Kapitalbildung, nur dann ist der Kapitalist klüger als der Schatzbildner. Die Zirkulationsform des Kapitals muss also heißen

$$G - W - G',$$

84 Vgl. MEW 23, S. 162.

85 Siehe ebd., S. 168.

wobei G' größer sein muss als G , also

$$G' > G^{86}$$

Dieses ist die eigentliche Form des kapitalistischen Produktionsprozesses und sie verändert den Charakter der Produktion grundlegend. In Marx' Worten:

„Die einfache Warenzirkulation - der Verkauf für den Kauf - dient zum Mittel für einen außerhalb der Zirkulation liegenden Endzweck, die Aneignung von Gebrauchswerten, die Befriedigung von Bedürfnissen. Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist dagegen Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos.

Als bewusster Träger dieser Bewegung wird der Geldbesitzer Kapitalist. [...] Der objektive Inhalt jener Zirkulation - die Verwertung des Werts - ist sein subjektiver Zweck, und nur so weit wachsende Aneignung des abstrakten Reichtums das allein treibende Motiv seiner Operationen, funktioniert er als Kapitalist oder personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital.“⁸⁷

Damit birgt die *Zirkulationsform des Kapitals* gleich mehrere folgenreiche Eigenheiten, die nicht genug betont werden können, weil sie die logischen, inneren Gesetze des Kapitals bestimmen:

- Weil kapitalistische Produktion nur Sinn macht, wenn sie das eingesetzte Kapital vermehrt, also $G' > G$, ist sie *inhärent auf Wachstum ausgerichtet*.
- Weil nicht für einen Gebrauchswert, sondern für den Tauschwert produziert wird, ist der *Zweck des Produktionsprozesses nicht der Mensch, sondern die Vermehrung des Werts*.
- Da der Tauschwert im Gegensatz zum Gebrauchswert eine rein quantitative Dimension ist, unterliegt er keiner logischen Grenze. Es gibt kein G' , das groß genug sein könnte, weil ein größeres G' immer besser ist. Der Prozess ist damit *inhärent auf grenzenloses Wachstum ausgerichtet*.⁸⁸
- Der Kapitalist ist nur Kapitalist, solange er sich die objektive Logik der Kapitalzirkulation zum subjektiven Zweck macht, d.h. indem er sich dieser Logik unterwirft.
- Aus letzterem folgt aber: Das eigentliche Subjekt der Kapitalzirkulation ist das Kapital selbst. *Kapital als sich selbst verwertender Wert* wird damit zum „*automatischen Subjekt*“, zur „*prozessierenden sich selbst bewegenden Substanz*“⁸⁹ der kapitalistischen Produktionsweise.

86 Vgl. MEW 23, S. 165.

87 Vgl. ebd., S.167 f.

88 Marx beruft sich dabei auf eine Unterscheidung des Aristoteles: Während die Ökonomik sich der Produktion von Gebrauchswerten widmet die ihre Grenze findet, sobald der Bedarf gestillt ist, findet die Chrematistik als Kunst des Gelderwerbs keine Grenze, weil sie Selbstzweck ist. Vgl. MEW 23, S. 167 Fn 6. Dennoch sieht Marx auch Probleme bei der Stillung des Bedarfs, da dieser eben geschichtlich ist: Ist die „erste geschichtliche Tat“, nämlich den Bedarf zu stillen, vollbracht, führt „das befriedigte erste Bedürfnis selbst, die Aktion der Befriedigung und das schon erworbene Instrument der Befriedigung zu neuen Bedürfnissen [...]“ Vgl. MEW 3, S. 28.

89 Vgl. MEW 23, S. 169.

Die letzten beiden Punkte sind einer weiteren Erklärung bedürftig, diese soll aber auf das Kapitel zur Konkurrenz verschoben werden. Nur soviel sei vorgegriffen: Aufgrund der Zwangsgesetze der Konkurrenz hat der Kapitalist nur die Wahl, sich entweder dieser Selbstverwertung zu verschreiben und damit das Kapital selbst Subjekt sein zu lassen oder eben kein Kapitalist mehr zu sein. Deswegen ist die Rede von Zwangsgesetzen und vom Wert als automatischem Subjekt.

Faktisch muss die Zirkulationsform des Kapitals aber noch erweitert werden. Da immer mehr Unternehmen als Aktienunternehmen oder zumindest mit hohem Fremdkapitalanteil arbeiten, werden diejenigen, die den Prozess $G - W - G'$ anleiten, zu lediglich *fungierenden Kapitalisten*, „industrielle manager“⁹⁰, bloße Dirigenten des Prozesses, die den Nettoprofit als scheinbaren Arbeitslohn erhalten, während der Rest des Unternehmensgewinns als Zins dem Geldkapital, dem *zinstragenden Kapital* zufließt. Die Zirkulationsform des zinstragenden Kapitals ist dann:

$$G - G - W - G' - G''^{91}$$

Damit hat nach Marx das Kapital erst seine absolute Form gefunden. Die Zirkulationsform des zinstragenden Kapitals wird an späterer Stelle wichtig werden, wenn es um die Fetischisierung der Verhältnisse geht. An dieser Stelle sollen aber vorerst andere Probleme in den Mittelpunkt gerückt werden und zwar beginnend mit folgendem: Die Bewegung $G - W - G'$ ist offenbar nur möglich, wenn es eine Ware gibt, die sich teurer verkaufen lässt als sie eingekauft wurde. Das ist etwa denkbar, wenn ein Verkäufer durch einen Wissensvorsprung sein Produkt über Wert verkaufen kann. In der Gesamtheit würde das nach Marx entweder auf eine Umverteilung des Vermögens, auf eine Inflation der Preise oder auf beides hinauslaufen.⁹² Damit wäre es wieder ein Fall der quantitativen Inkongruenz von Wert und Preis. Die Frage, die Marx sich stellt, ist jedoch, wie eine solche Vergrößerung des Werts über Kauf und Verkauf einer Ware unter dem Grundsatz des Äquivalententausches möglich ist, der der liberalen Wirtschaftsordnung der bürgerlichen Gesellschaft zugrunde liegt. Es muss dann eine Ware geben, deren Wert sich beim Verkauf systematisch vergrößern lässt, selbst wenn freie Bürgerinnen und Bürger nur gleichwertiges tauschen, also Warenpreis gleich Warenwert ist. Dies scheint logisch ausgeschlossen. Dennoch wird Marx fündig: Bei der Ware Arbeitskraft, die deshalb im nächsten Kapitel näher untersucht wird.

Davor muss aber noch ein wichtiger Umstand erwähnt werden. Aus der hier dargestellten Untersuchung der Warenzirkulation folgt, dass das Geld als Vermittler des gesellschaftlichen Stoffwechselprozesses *nicht neutral ist*. Es ist nicht unschuldiges Medium des Tausches, sondern es eröffnet die Möglichkeit, den Charakter des Prozesses grundlegend zu verändern, von der einfachen Warenzirkulation hin zur kapitalistischen. Nach Heinrich erschließt sich die Nicht-Neutralität des Geldes im ökonomischen Austauschprozess außerdem noch aus einer weiteren Folge des

90 Siehe MEW 25, S. 400,

91 Vgl. ebd., S. 353.

92 Siehe MEW 23, S. 175-177.

geldvermittelten Tausches. Durch den Zwischenschritt des Geldes kann der Tausch unterbrochen werden, die Unterbrechung der Zirkulation kann dann zur Krise führen.⁹³ Dies geschieht etwa, wenn nur zur Schatzbildung statt zu Kapitalvermehrung produziert wird oder wenn 'auf Pump' gekauft wird (was zwei Seiten derselben Medaille sein können). Wenn Geld nur angehäuft wird, statt wieder in Waren umgetauscht zu werden, ist es der Zirkulation entzogen. Der Kreislauf wäre damit unterbrochen, andere Produzentinnen und Produzenten bleiben unter Umständen auf ihren Waren sitzen.⁹⁴ Analog, wenn Geld zum Zahlungsmittel wird, das bedeutet, wenn gegen ein Zahlungsverprechen, „auf Pump“ gekauft wird: Die Bezahlung soll dann erst nach dem Kauf stattfinden, wenn die Schulden aber nicht bedient werden können, etwa weil der oder die Schuldnerin ihre Ware nur zu einem zu geringen Preis absetzen kann, kommt es ebenfalls zu einer Unterbrechung der Zirkulation.⁹⁵ Die geldvermittelte Zirkulation ermöglicht also zweierlei. Einerseits liegt in ihr die Möglichkeit der Krise. Andererseits ermöglicht sie eine grundlegende Veränderung der Eigenschaften des Zirkulationsprozesses: Dieser wird kapitalistisch. Da letzteres nur durch die Ware Arbeit ermöglicht wird, wird diese im nächsten Abschnitt in den Blick genommen.

3.4 Grundlage der kapitalistischen Produktion: Arbeit als Ware

Freie Arbeit und ursprüngliche Akkumulation.

„Die Wertveränderung des Geldes, das sich in Kapital verwandeln soll, kann nicht an diesem Geld selbst vorgehen,“ so Marx, denn dieses wird unter Annahme des Äquivalententauschs im Kauf- und Verkaufsakt gegen gleichen Wert getauscht. Da alle Ware zu ihrem Wert gekauft und verkauft wird, muss die Wertveränderung „entspringen aus dem Gebrauchswert als solchem, d.h. aus ihrem Verbrauch.“⁹⁶ Die Ware, deren Verbrauch zugleich Quelle von Wert ist, kann logisch nur die Ware Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen sein. Darunter versteht Marx folgendes:

„Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert.“⁹⁷

Der Verkauf von Arbeitskraft erscheint unter der Brille der kapitalistischen Gesellschaft als selbstverständliches, quasi natürliches Faktum, tatsächlich findet er jedoch nur unter bestimmten historischen Bedingungen statt, die für den Charakter der kapitalistischen Produktionsweise von herausragender Bedeutung sind: Verkäufer oder Verkäuferin von Arbeit müssen in doppeltem Sinne frei sein:

93 Vgl. Heinrich (2011) S.250 f. Dies ist einer der Gründe, aufgrund deren Heinrich auf die Notwendigkeit einer monetären Werttheorie pocht, vgl. ebd. Die Bedeutung dieses Punktes ist kaum zu unterschätzen. Unter Anderem baut die gesamte Keynesianische Wirtschaftstheorie auf eben dieser Möglichkeit auf.

94 Vgl. MEW 23, S. 144-148.

95 Vgl. ebd., S. 148-156.

96 Siehe ebd, S. 181.

97 Ebd.

„Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Warenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als Ware verfügt, daß er andererseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen.“⁹⁸

Solche *freie Arbeit* ist also die Grundbedingung des kapitalistischen Verwertungsprozesses. Ohne freie Arbeit keine kapitalistische Produktion. Der freie Arbeiter und die freie Arbeiterin müssen das Recht haben, frei über ihre Arbeitskraft zu verfügen indem sie sie verkaufen und gleichzeitig dazu gezwungen sein, dies auch zu tun, weil sie von anderen Möglichkeiten der Existenzsicherung 'frei' sind. Dass dieses Zwangselement als bei Marx als 'Freiheit' bezeichnet wird, ist wohl ein rhetorisches Mittel, um die zynischen Seiten des negativen Freiheitsbegriffs des klassischen Liberalismus offenzulegen. Denn möglich wird solche freie Arbeit über einen Grundpfeiler des liberalen, bürgerlichen Rechts: Dem Recht auf Privateigentum, das zum einen das Recht an der eigenen Person voraussetzt und das es zum anderen möglich macht, bestimmte Personen und Gruppen vom Zugang zu überlebensnotwendigen Produktionsmitteln *auszuschließen*. Dies ist der Grund, weshalb Marx die Eigentumsverhältnisse als synonymen juristischen Ausdruck für die Produktionsverhältnisse der Gesellschaft bezeichnet.⁹⁹

Die historische Entstehung von freier Arbeit fällt deshalb mit der Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise zusammen und begründet das *Kapitalverhältnis*, den Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital, also einer besitzenden und einer nicht-besitzenden Klasse. In dieses Verhältnis, das auf der Existenz freier Arbeit begründet ist, begeben sich die Menschen aber nicht freiwillig. Sein historisches Entstehen ist selbst erklärungsbedürftig. Wie Marx betont:

„Die Ökonomen erklären uns, wie man unter den obigen gegebenen Verhältnissen produziert; was sie uns aber nicht erklären, ist, wie diese Verhältnisse selbst produziert werden, d.h. die historische Bewegung, die sie ins Leben ruft.“¹⁰⁰

Der kapitalistischen Produktion muss nach Marx eine *ursprüngliche Akkumulation* vorausgehen, in der die kapitalistischen Eigentums- bzw. Produktionsverhältnisse erst entstehen, denn

„[d]as Kapitalverhältnis setzt die Scheidung zwischen den Arbeitern und dem Eigentum an den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit voraus. [...] Der Prozeß der das Kapitalverhältnis schafft, kann also nichts anderes sein, als der Scheidungsprozeß des Arbeiters vom Eigentum an seinen Arbeitsbedingungen, ein Prozeß, der einerseits die gesellschaftlichen Lebens- und Produktionsmittel in Kapital verwandelt, andererseits die unmittelbaren Produzenten in Lohnarbeiter. Die sog. ursprüngliche Akkumulation ist also nichts als der historische Scheidungsprozeß von Produzent und Produktionsmittel. Er erscheint als 'ursprünglich', weil er die Vorgeschichte des Kapitals und der ihm entsprechenden Produktionsweise bildet.“¹⁰¹

Da in einer liberalen Rechtsordnung Privateigentum grundsätzlich nur auf locke'sche Art, nämlich als Ergebnis eigener Arbeit, gerechtfertigt werden kann, geht die klassische politische Ökonomie

98 Vgl. MEW 23, S. 183.

99 Siehe oben, S. 16.

100Vgl. MEW 4, S. 125.

101Vgl. MEW 23, S. 742.

nach Marx von dem Mythos aus, dass die Eigentumsverhältnisse schlicht dadurch entstanden sind, dass Teile der Bevölkerung sparsam und fleißig waren und damit Eigentum anhäuften, andere aber verschwenderisch und faul und damit ihr Eigentum verloren.¹⁰² Dieser Auffassung nun tritt Marx entschieden entgegen. Genau das Gegenteil sei der Fall. Denn „[i]n der wirklichen Geschichte spielen bekanntlich Eroberung, Unterjochung, Raubmord, kurz Gewalt die große Rolle.“¹⁰³ Der „Scheidungsprozeß des Arbeiters vom Eigentum an seinen Arbeitsbedingungen“, also die Ausgangsbedingung der kapitalistischen Produktionsweise wurde gewaltsam herbeigeführt. Als Beginn dieses Scheidungsprozesses macht Marx die gewaltsame Vertreibung der Bauern von ihrem Land im England des 16. Jahrhunderts aus, die geschah, weil die englischen Feudalherren, um mit der flandrischen Wollmanufaktur konkurrieren zu können, größere Flächen an Weideland benötigten.¹⁰⁴ Es folgt daraus: Die historische Ausgangsbedingung des Kapitalismus ist die Enteignung von größeren Bevölkerungsschichten, die dem Kapital fortan als „freie“ Arbeit zur Verfügung stehen.

Ob diese Enteignung gezielt durchgeführt wird oder schlicht die historische Erbmasse eines feudalen Systems ist, spielt für ihre Wirkung keine Rolle. Die ursprüngliche Akkumulation kann in unterschiedlichen Ländern und zu unterschiedlichen Zeiten auch auf unterschiedliche Art und Weise stattfinden. So hat die europäische Kolonialisierung weltweit einer kapitalistischen Produktionsweise den Boden bereitet, indem sie letzteren der einheimischen Bevölkerung sprichwörtlich entzog und diese zuerst als Sklaven, später als Lohnarbeiter dort beschäftigte. Nach Claudia von Werlhof ist die ursprüngliche Akkumulation überdies kein abgeschlossener Prozess, sondern findet fortwährend statt. Dazu gehören in jüngeren Jahren unter anderem die illegitime oder illegale kapitalistische Aneignung von Ackerland, sogenanntes „Land-Grabbing“, die Patentierung von geistigem Eigentum oder die Privatisierung zuvor öffentlicher Güter (etwa Wasserversorgung und Transportwesen).¹⁰⁵ Insbesondere die beiden letzteren geben der ursprünglichen Akkumulation eine neue Qualität. Sie erhöhen Reichweite und Wirkung der kapitalistischen Produktionsweise, die damit noch weitere Lebensbereiche umfasst.

Im Kapitel zur Warenproduktion wurde die Frage aufgeworfen, warum es überhaupt zur Produktion für den Tausch kommt. Oder, genauer, wie kann es dazu kommen, dass der Tausch einen derart zentralen Stellenwert erhält, wie in der kapitalistischen Warenwirtschaft? Da Marx ein festes Wesen des Menschen ausschließt, ist die einfache Erklärung Adam Smiths, der Tausch beruhe schlicht auf einer menschlichen Neigung zum Tausch, nicht gangbar. Aus marxistischer Perspektive erklärt sich die Ursache und Bedeutung des Tausches aber ähnlich leicht. Sie folgt schlicht aus den Existenzbedingungen der freien Arbeit: Wo Menschen ihre überlebensnotwendigen Güter nicht

102Siehe MEW 23, S.741 f.

103Vgl. ebd., S. 742.

104Siehe ebd., S. 745 f. Auch hier lohnt ein Blick auf die alternative Beschreibung der ursprünglichen Akkumulation in England bei Polanyi (1990), S. 113-146.

105Vgl. von Werlhof (2000), S. 738 f.

selbst erwirtschaften können, weil sie keine Produktionsmittel besitzen, müssen sie sie eintauschen – gegen das einzige, was sie besitzen, ihre Arbeitskraft. Sie haben gar keine andere Wahl, als zunächst ihre Arbeitskraft gegen Lohn zu tauschen, dann ihren Lohn gegen die für ihre Reproduktion notwendigen Lebensmittel. Damit sind die Eigentumsverhältnisse gleichzeitig die Ausgangsbedingung der kapitalistischen Produktionsweise und die Grundlage, auf der sie erklärt werden muss. Die Frage ist also nicht, ob Menschen beim Tausch ihr Eigeninteresse verfolgen, davon geht auch Marx aus, sondern zu erklären, was geschieht, wenn Menschen gezwungen sind, unter diesen Bedingungen in Tauschverhältnisse einzutreten. Dies zeigt sich im nächsten Abschnitt.

Wert der Arbeitskraft und Äquivalententausch

Neben den Bedingungen, unter denen die Ware Arbeitskraft überhaupt verkauft werden kann *und muss*, interessiert also an dieser Stelle nun, wie die Wertsteigerung durch den Gebrauch von Arbeit möglich ist. Die Ausführungen zur 'freien Arbeit' sollten schon eine Ahnung davon gegeben haben, dass die Arbeitskraft nicht zu dem vollen Wert verkauft wird, den ihr Gebrauch einbringt. Wäre dem nicht so, wäre die kapitalistische Zirkulation unmöglich. Es fragt sich aber, wie das mit dem Prinzip des Äquivalententauschs vereinbar ist. Das erklärt sich wie folgt: Wie jede andere Ware auch, wird die Arbeitskraft zu dem Wert der Arbeitszeit verkauft, der zu ihrer Produktion unter gesellschaftlich durchschnittlichen Bedingungen notwendig ist. Genauer: Die Kosten zur Herstellung der Ware Arbeitskraft werden an den Kosten bemessen, sie Tag für Tag wieder herzustellen, also den *Reproduktionskosten*.¹⁰⁶ Wenn die Arbeitskraft an einem Tag mehr erwirtschaften kann, als zu ihrer Reproduktion notwendig ist, ist ihr Verkaufswert unter ihrem Gebrauchswert. Da die freie Arbeit gezwungen ist sich zu verkaufen, um sich zu reproduzieren, wird sie gezwungen sein, den Tausch einzugehen, auch wenn sie sich hinsichtlich ihres Gebrauchswertes unter Wert verkauft.

An dieser Stelle wird also sichtbar, wie die kapitalistische Zirkulation möglich wird: Weil es Menschen gibt, die keine Wahl haben als ihre gesamte Arbeitskraft um ihrer schieren Reproduktion willen zu verkaufen. Damit ist schließlich zumindest das Element der Reproduktion in die marx'sche Theorie integriert. Es ist aber noch lange nicht klar, wie der Kapitalismus sich zu sozialen Reproduktivität verhält. Es muss, um das zu klären, untersucht werden, ob die marx'sche Bezeichnung der Reproduktionskosten soziale Reproduktivität im Sinne von *Caregiving* beinhaltet. Dazu muss ein Blick auf die Definition geworfen werden, die den Reproduktionskosten zugrunde liegt. Diese richten sich an den natürlichen Bedürfnissen aus:

„Die natürlichen Bedürfnisse selbst, wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw., sind verschieden je nach klimatischen und andren natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes. Andererseits ist der Umfang sog. notwendiger Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung, selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Lan-

106Vgl. MEW 23, S. 184 f.

des, unter anderm auch wesentlich davon ab, unter welchen Bedingungen, und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den andren Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element.“¹⁰⁷

Es fällt auf, dass bei Marx zunächst die physischen Grundlagen der Reproduktion gemeint sind, Nahrung, Kleidung, Wohnung, der eigentliche Inhalt von *Caregiving* jedoch außen vor bleibt. Eine Einschränkung kann damit schon gemacht werden: Marx richtet den Blick nicht auf die eigentliche Reproduktionsarbeit, sondern allenfalls auf die Kosten, die dafür anfallen. Der Begriff der Reproduktionskosten bezieht sich also ausschließlich auf *Support for Caregiving*. Ob soziale Reproduktivität damit gewährleistet ist hängt zuvörderst davon ab, ob der Arbeitskraft außerhalb der Arbeit freie Zeit bleibt, sich dem eigentlichen *Caregiving* zu widmen und ob die dabei entstehenden Kosten nötigenfalls abgedeckt sind. Alternativ wäre es aber auch möglich, dass eine Arbeitskraft, die keine freie Zeit für *Caregiving* hat, genug Einkommen erwirtschaftet, um eine andere Person dafür freizustellen. Diese Möglichkeit kommt der empirischen Wirklichkeit näher und soll auf theoretischer Ebene in Betracht gezogen werden, auch wenn sie aus emanzipatorischer Perspektive im Verdacht steht, faktisch ein patriarchales Ausbeutungsverhältnis zu begründen.¹⁰⁸

Marx' Aussage dazu ist, wie oben erwähnt, offen: Die Wertbestimmung der Arbeitskraft ist nicht definitiv, denn sie enthält ein „historisches und moralisches Element“. Das führt dazu, dass einerseits Arbeit innerhalb einer Gesellschaft höchst unterschiedlich vergütet werden kann und andererseits kapitalistische Lohnarbeitsverhältnisse an sich keineswegs zu einer Verelendung der Arbeiterklasse führen müssen: Die Höhe der gesellschaftlich anerkannten Reproduktionskosten wird in Klassenkämpfen, etwa von Gewerkschaften, immer wieder neu ausgefochten. Dies ist nach Heinrich der eigentliche Inhalt des Klassenkampfes, der eben nur in Ausnahmefällen revolutionär wird, im Normalfall aber schlicht die Form eines gesellschaftlichen Verteilungskonfliktes annimmt.¹⁰⁹ Hier setzt auch die pazifizierende Funktion des Wachstums an: Sie soll, marxistisch gedeutet, die Wirkung des Klassenkampfes abmildern und eben potentielle revolutionäre Wirkungen verhindern. Das Ergebnis des Klassenkampfes an sich (ohne Wachstum) ist aber schlicht ein höherer oder niedrigerer *anerkannter* Wert der Arbeitskraft. Dieser unterscheidet sich auch nach Berufsgruppen: Wenn eine Berufsgruppe ihre Arbeit als relativ „höherwertig“ *geltend machen* kann, hat sie auch in der kapitalistischen Produktion einen höheren Wert. Die höherwertige Arbeit gilt dann in der Bewertung, als hätte die arbeitende Person eine längere Zeit gesellschaftliche Durchschnittsarbeit geleistet.¹¹⁰

107Siehe ebd., S. 185. Hier wird wieder deutlich, wie in Fn. 84 angesprochen, dass die Schaffung von Bedürfnissen eine „geschichtliche Tat“ ist.

108Siehe etwa von Werlhof (1983).

109Vgl. Heinrich (2005), S. 197 f.

110Vgl. MEW 23, S. 211 f. Wichtig ist die Bezeichnung „geltend machen“: Diese Anerkennung von Höherwertigkeit ist - wie die Debatten um das Gender-Pay-Gap oder die Höhe von Managergehältern zeigen - oft ein gesellschaftlicher Aushandlungsprozess und nicht ein Faktum *marginaler Produktivität* im Sinne der

Dass der Wert der Arbeitskraft gesellschaftlich-politisch beeinflussbar ist, hat dreierlei zur Folge: Erstens ist der Wert der Arbeitskraft in westlichen Industriegesellschaften im Durchschnitt hoch genug, um *Support for Caregiving* zu gewährleisten.¹¹¹ Zweitens, und daran anknüpfend, schlägt sich die historische Bedingtheit des Preises der Ware Arbeit auch in der Wahrnehmung der 'freien Arbeit' nieder. In westlichen Industriegesellschaften wird freie Arbeit weniger als Zwang wahrgenommen, solange sie einen annehmbaren Lebensstandard gewährleisten kann.¹¹² Und drittens folgt daraus, dass der kapitalistische Bewertungsprozess ein willkürliches Moment beinhaltet, im wahrsten Sinne des Wortes - er ist von gesellschaftlichen Machtkonstellationen abhängig. Die Arbeit von Berufsgruppen, die hohen gesellschaftlichen Einfluss haben, wird höher bewertet als solche von weniger einflussreichen. Wo Arbeit gegenüber dem Kapital in einer stärkeren Position ist, steigt der Wert der Arbeitskraft insgesamt.¹¹³ Es kann hier nun festgehalten werden: Die Reproduktionskosten der Arbeit beinhalten nicht *Caregiving* im eigentlichen Sinne. Sie könnten aber das Einfallstor sein, über das zumindest *Support for Caregiving*, bei allen Folgeproblemen die das nach sich zieht, möglich wird. Allerdings wird später zu sehen sein, dass auch diese Möglichkeit unter dem kapitalistischen Verwertungsdruck eingeschränkt ist.

Produktive und unproduktive Arbeit

Selbstverständlich funktioniert auch der ganz praktische Tausch von Waren nicht ohne Voraussetzungen. Diese müssen zu Märkte getragen, also transportiert und dort feilgeboten, also verkauft werden. Die Kosten, die dabei entstehen, nennt Marx *Zirkulationskosten*. Auch sie müssen im Preis der Ware enthalten sein, setzen jedoch nicht unbedingt etwas zu deren Wert bei. Daran lässt sich eine weitere, für den obigen Zusammenhang sehr nützliche Unterscheidung der marxistischen Theorie verdeutlichen - die in *produktive* und *unproduktive Arbeit*. Tatsächlich *produktiv* und damit Wert schaffend ist bei Marx nur die Arbeit, die in der eigentlich gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit eine Ware produziert. Zirkulationskosten wie Kauf und Verkauf, Buchführung und Organisation,¹¹⁴ Aufbewahrung bzw. Vorratshaltung,¹¹⁵ Verpackung und Sortierung¹¹⁶ schaffen hingegen aus seiner Sicht keinen Wert:

„Das allgemeine Gesetz ist, daß *alle Zirkulationskosten, die nur aus der Formverwandlung der Ware entspringen, dieser letzteren keinen Wert hinzusetzen.*“¹¹⁷

neoklassischen Ökonomik.

111Für Menschen in wirtschaftlich schwächeren Ländern stellt sich das anders dar. Auf den Punkt der internationalen Ungleichheit kommen wir in Kapitel 4 noch zu sprechen.

112Aktuell ist dieser Zustand gefährdet, siehe die Debatte um den Mindestlohn: Die Klassenkämpfe oder Aushandlungsprozesse beginnen von Neuem.

113Die Verhandlungsmacht der Arbeit steigt in dem Maße wie die Arbeitslosigkeit sinkt. Es wird aber später zu sehen sein, dass sich der Prozess selbst konterkariert: Steigende Beschäftigung führt zu steigenden Löhnen, steigende Löhne führen zu sinkender Beschäftigung. Dazu mehr im Abschnitt zur industriellen Reservearmee.

114Vgl. MEW 24, S. 135-137.

115Siehe ebd., S. 138-150.

116Vgl. ebd., S. 150.

117Ebd.

Das kaufmännische Kapital, das diese Zirkulationskosten übernimmt, ist daher am Verkaufserlös beteiligt, ohne neuen Wert hinzuzusetzen, es ist unproduktiv.¹¹⁸ Lediglich die Transportkosten gehen nach Marx in den Wert der Ware ein, da sie ein unumgänglicher Teil der Produktion sind: Das Produkt ist erst fertig, wenn es in der Konsumtionssphäre angelangt ist.¹¹⁹

Die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit macht damit einen besonderen Zug des kapitalistischen Bewertungsprozesse deutlich. Die Zirkulationskosten, die Marx beschreibt, gelten deshalb als nicht produktiv und nicht wertbildend, weil sie für den eigentlichen Produktionsprozess der Waren nicht notwendig sind. Sie werden aber von der spezifisch kapitalistischen Produktionsweise notwendig gemacht, um den Tausch in immer komplexeren Strukturen zu vermitteln und abzuwickeln. Deshalb werden sie am Erlös des Verkaufs beteiligt, wirken aber aus Marx' Sicht parasitär.

„Die Metamorphosen $W - G$ und $G - W$ sind aber Händel, die zwischen Käufer und Verkäufer vorgehn [...]. Die Zustandsänderung kostet Zeit und Arbeitskraft, aber nicht um Wert zu schaffen, sondern um die Umsetzung des Werts aus einer Form in die andre hervorzu- bringen, wobei der wechselseitige Versuch, bei dieser Gelegenheit ein überschüssiges Quantum Wert sich anzueignen, nichts ändert. Diese Arbeit, vergrößert durch die beiderseitigen böswilligen Absichten, schafft so wenig Wert, wie die Arbeit, die bei einem gerichtlichen Prozess stattfindet, die Wertgröße des streitigen Objekts vermehrt.“¹²⁰

Reproduktive Arbeit, die daneben eine dritte Kategorie bildet und eine notwendige Grundlage der Wertbildung ist, wird im Gegensatz zu den Zirkulationskosten außen vor gelassen. Die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit wird folglich von Bedeutung, wenn es darum geht, alternative Produktionsweisen zu vergleichen: Die scheinbar überlegene Effizienz der kapitalistischen Produktionsweise wird durch das Anschwellen des unproduktiven Sektors gemindert. Dort liegen folglich aus Sicht der Reproduktivität Einsparpotentiale - es liegt folglich nahe zu versuchen, den gesellschaftlichen Aufwand für die Zirkulation zu verringern und den Aufwand für Reproduktionsarbeiten zu erhöhen.

Als Zwischenstand gilt nun: Die Ware Arbeitskraft macht den kapitalistischen Verwertungsprozess möglich, weil sie nur zu ihren Reproduktionskosten entlohnt wird, ihr Gebrauchswert aber höher ist. In diesen Kosten ist außerdem nicht die eigentlich reproduktive Arbeit enthalten, sondern allenfalls die Kosten, reproduktive Arbeit zu bezahlen, wenn der Lohn hoch genug angesetzt ist. Statt der reproduktiven wird im Kapitalismus eine ganze Reihe unproduktiven Tätigkeiten bezahlt, die nur dazu dienen, die nur der Zirkulation von Gebrauchsgütern dienen. Um zu sehen welches der eigentliche Zweck der Produktion ist, muss die Untersuchung sich nun der Produktion des Mehrwerts widmen. Dabei wird auch zu sehen sein welche Kräfte im Kapitalismus auf die Bestimmung der Höhe der Reproduktionskosten wirken.

118Siehe dazu näher MEW, 25 S. 292-313.

119Vgl. MEW 24, S. 151.

120Vgl. ebd., S. 131 f.

3.5 Zweck der kapitalistischen Produktion: Mehrwert und Profit

Der Mehrwert

In der marx'schen Perspektive ist Lohnarbeit *per definitionem* ein Ausbeutungsverhältnis. Kapitalistische Zirkulation findet nur statt, wenn die Arbeitskraft mehr Wert schafft, als sie kostet. Dieser *Mehrwert* ist der Überschuss an Wert, den die Arbeitskraft schafft, nachdem sie ihre Reproduktionskosten erwirtschaftet hat. Damit sind wir bei einer weiteren zentralen Kategorie der Analyse: Der Mehrwert ist das eigentliche Ziel des Kapitalisten, um ihn dreht sich der ganze Prozess, wie Marx betont, denn „was die kapitalistische Produktionsweise speziell auszeichnet, ist die Produktion des Mehrwerts als direkter Zweck und bestimmendes Motiv der Produktion.“¹²¹

Der Wert des Kapitals C zerfällt folglich nach Marx in drei Teile, *konstantes Kapital c* (Produktionsmittel), *variables Kapital v* (Arbeitskraft) und *Mehrwert m*, kurz

$$C = c + v + m^{122}$$

Die *Rate des Mehrwerts* oder der *Exploitationsgrad der Arbeitskraft*, ist dann das Verhältnis von variablem Kapital zu Mehrwert, also v/m . Dieses Verhältnis drückt aus, wie viel mehr Wert die Arbeitskraft über die notwendigen Kosten hinaus für den Kapitalisten in einer bestimmten Arbeitszeit einbringt. Gemessen wird dies am Arbeitstag. Die notwendigen Kosten der Arbeit v drücken diejenige Zeit aus, in Stunden gemessen, die ein Arbeiter braucht, um den Wert der täglichen Reproduktionsgüter zu erwirtschaften. Alles, was an einem Arbeitstag darüber hinaus gearbeitet wird, ist also Mehrwert. Dieser ist das Ziel des Kapitalisten und er versucht ihn, wenn möglich, zu steigern: Nur wenn Mehrwert erzielt wird, macht $G - W - G'$ Sinn. Die Kehrseite dessen ist die Exploitation der Arbeitskraft: Kapitalismus bedeutet immer, dass die Arbeitskraft weniger an Wert erhält, als sie schafft - sie wird ausgebeutet. Ausbeutung ist aber, worauf Heinrich hinweist, in dieser Bedeutung keine moralische Kategorie, sondern die Beschreibung eines Systemzwangs: Sie beschreibt die systematische Aneignung bzw. Umverteilung des Produktes der Arbeit in die Hände der Kapitaleigentümer, muss dabei aber aufgrund des historischen und moralischen Elements in der Bestimmung des Arbeitswertes nicht zwangsläufig mit Verelendung oder unwürdigen Arbeitsbedingungen einher gehen.¹²³ Damit muss eine weitere Auseinandersetzung mit der Höhe der Löhne noch warten.

In der realen Produktion ist aber für den Kapitalisten, wie auch Marx bemerkt, der Profit entscheidend, also das, was nach Abzug aller Kosten, auch der des konstanten Kapitals, übrig bleibt. Auf das Problem der Profitrate soll hier nur soweit eingegangen werden, als es den Charakter der kapitalistischen Produktionsweise ändert. Dies geschieht nur in einem Bereich: Die Produktion und Steigerung des Mehrwerts als Ziel des Kapitalisten wird ergänzt durch eine zweite Möglichkeit: die

¹²¹Siehe MEW 25, S. 887.

¹²²Vgl. MEW 23, S. 226.

¹²³Siehe Heinrich (2005), S. 94.

Reduktion des Kostpreises.

Der *Kostpreis* k , also die Produktionskosten einer Ware, setzen sich für den Kapitalisten zusammen aus konstantem und variablem Kapital, also dem Preis für in Maschinen vergegenständlichter toter Arbeit und dem Preis der lebendigen Arbeitskraft, dem Arbeitslohn. Kurz:

$$k = c + v$$

Der Warenwert W besteht dann aus Kostpreis k und Mehrwert m , also:

$$W = k + m.^{124}$$

Oder, nach dem Mehrwert aufgelöst:

$$m = W - k$$

Der Profit p ist dann schlicht das, was vom Wert nach Abzug der Kosten übrigbleibt. Er entspricht also dem Mehrwert m . Es heißt dann

$$p = W - k \text{ beziehungsweise } W = k + p.$$

Marx betont nun ausdrücklich, dass diese in der bürgerlichen Ökonomik übliche Darstellungsform eine *Mystifizierung* ist, weil zwischen konstantem und variablem Kapital im Kostpreis kein Unterschied mehr gemacht wird und der Aspekt der Arbeit damit ausgeblendet ist. Erst so kann die Vorstellung entstehen, das „Kapital arbeiten zu lassen“. Das ist nach ihm jedoch eine „Notwendigkeit aus der kapitalistischen Produktionsweise“.¹²⁵

„Im Mehrwert ist das Verhältnis von Kapital und Arbeit bloßgelegt; im Verhältnis von Kapital und Profit [...] erscheint *das Kapital als Verhältnis zu sich selbst*, ein Verhältnis worin es sich als ursprüngliche Wertsumme von einem, von ihm selbst gesetzten Neuwert unterscheidet.“¹²⁶

Die Profitrate für den Kapitalisten ist nun folglich das Verhältnis von Profit zu Kosten, also

$$p / k \text{ beziehungsweise } m / (c + v)$$

Für den industriellen Kapitalisten ist der Mehrwert also weiterhin von entscheidender Bedeutung - Steigerung des Mehrwerts bedeutet Steigerung des Profits.

Es kommt aber durch die Einführung der Profitrate zu einem komplexen Problem, das hier kurz angerissen werden soll. Da unterschiedliche Branchen mit unterschiedlichen *Wertzusammensetzungen* des Kapitals arbeiten müssen, also in der Produktion unterschiedliche Verhältnisse von konstantem zu variablem Kapital einsetzen,¹²⁷ müsste sich die Profitrate zwischen diesen Branchen unterscheiden: Bei gleichem Einsatz von variablem Kapital ist der Kostpreis in

124Vgl. MEW 25, S. 34.

125Vgl. ebd., S. 46.

126Siehe ebd., S. 58.

127Vgl. ebd., S.154. Die modernen Ausdrücke dafür wären „kapitalintensive“ und „arbeitsintensive“ Branchen.

kapitalintensiven Branchen höher, weil mehr konstantes Kapital eingesetzt wird. Unter der Annahme, dass beide *mit gleicher Mehrwertrate produzieren*, ist die Profitrate, das Verhältnis von Kostpreis zu Mehrwert, in der kapitalintensiven Branche dann niedriger. Da der Kapitalist nur an der Profitrate interessiert ist, scheint eine Produktion mit hohem Anteil an konstantem Kapital unattraktiv. Es sollte aus der Logik des Kapitals heraus also nicht kapitalintensiv produziert werden. Wäre dem so, wäre das der Untergang der Schwerindustrie und der Spitzentechnologie. Die Existenz unterschiedlicher Profitraten droht nach Marx folglich „das ganze System der kapitalistischen Produktion aufzuheben.“¹²⁸

Marx sieht die Lösung dafür darin, dass sich für die gesamte Volkswirtschaft eine einheitliche Profitrate herausbildet. Durch die Konkurrenz gleichen sich die Preise von unterschiedlichen Waren derart an, dass sich der insgesamt in der Volkswirtschaft erwirtschaftete Mehrwert anteilig nach den Kostpreisen auf die unterschiedlichen Branchen verteilt. In Branchen mit hohem Anteil an konstantem Kapital steigen die *Produktionspreise*, in Branchen mit niedrigem sinken sie.¹²⁹ Damit wird aber fraglich, ob sich der Wert überhaupt noch in den Preisen wiederfindet, das sogenannte Transformationsproblem. Wenn die Werte nicht in Produktionspreise transformiert werden können, erschiene die marx'sche Werttheorie als Erklärungsansatz hinfällig, weil die kapitalistische Produktion stattdessen über die Preise vermittelt wäre. Das Transformationsproblem ist jedoch über den hier aus Platzgründen nicht diskutierten Ansatz von Bortkiewicz lösbar.¹³⁰ Es folgt damit auch, dass die Gesetze der kapitalistischen Entwicklung auf Basis der Werttheorie gültig bleiben.

Das Ziel des einzelnen Kapitalisten, auch wenn er sich für die konkreten Kapitalien im Streben nach Profit ausdrückt, bleibt also wesentlich die Steigerung des Mehrwerts, da die Strukturlogik des Prozesses, der vom Wettbewerb induzierte Verwertungsdruck, auf der Ebene des einzelnen Kapitals diese Steigerung notwendig macht: Unabhängig vom Kostpreis hat jedes Unternehmen, das seine Mehrwertrate steigert, gegenüber den anderen Unternehmen mit gleicher Wertzusammensetzung einen Vorteil. Dieses Ziel wird aber durch ein zweites ergänzt: Die Senkung des Kostpreises, etwa durch effizientere Nutzung des konstanten Kapitals, führt zu einem vergleichbaren Wettbewerbsvorteil. Es wird hier ersichtlich, dass der Wettbewerbsmechanismus einen starken Einfluss auf das Handeln der Kapitalisten ausübt. Im nächsten Abschnitt wird deshalb gezeigt werden, wie dieser genau wirksam wird.

3.6 Zwangscharakter der kapitalistischen Produktion: Die Konkurrenz

Nachdem im Abschnitt zur Ware Arbeitskraft dargestellt wurde, warum im Kapitalismus notwendigerweise getauscht wird, stellt sich nun die Frage, warum das Kapital im Kapitalismus

128 Siehe MEW 25, S. 162.

129 Vgl. ebd., S. 182-191

130 Vgl. Quaas (1992), S. 48-50, Sweezy (1958), S. 89-96. Quaas weist überdies darauf hin, dass das Problem schon vor Bortkiewicz von Mühlpfordt gelöst wurde, der dabei die bortkiewicz'sche Lösung vorweggenommen hatte. Vgl. Quaas (1992), S. 67-76.

notwendigerweise akkumulieren muss. In Kapitel 3.3 wurde der Kapitalist als mit „Willen und Bewußtsein begabtes Kapital“ vorgestellt. Seine Motivation ist, wie dort beschrieben, „die rastlose Bewegung des Gewinnens“ oder „die rastlose Vermehrung des Werts“¹³¹, weil darin Verfügungsgewalt über alle gesellschaftliche Arbeit und damit ein potenzieller Reichtum an Gebrauchswerten steckt. Die Rast- und Maßlosigkeit der Akkumulation wurde bis hierher allein damit gerechtfertigt, dass dem Wert a priori keine quantitative Grenze gesetzt ist. Diese Rechtfertigung kann aber nicht befriedigend sein. Denn auch wenn die (neo-)klassische ökonomische Theorie anderes annimmt, ist es doch denkbar, dass der Kapitalist mit dem Erreichten irgendwann zufrieden ist und sich zur Ruhe setzt. Die Akkumulation wäre damit aber beendet, obwohl ihr logisch keine Grenze gesetzt ist. Worauf Marx aber hinaus will, ist zu zeigen, dass obwohl der Kapitalist mit „Willen und Bewußtsein“ begabt ist, er keine andere Wahl hat, als die Akkumulation mit aller Vehemenz *rast- und grenzenlos* fortzuführen. Das eigentliche Subjekt der kapitalistischen Produktion ist bei ihm nicht der Kapitalist, sondern das Kapital selbst, das wiederum nur eine besondere Ausdrucksform für den Wert ist:

„In der Zirkulation $G - W - G$ funktionieren dagegen beide, Ware und Geld, nur als verschiedene Existenzweisen des Werts selbst, das Geld seine allgemeine, die Ware seine besondere, sozusagen nur verkleidete Existenzweise. Er geht beständig aus der einen Form in die andre über, ohne sich in dieser Bewegung zu verlieren, und verwandelt sich so in ein *automatisches Subjekt*. [...] In der Tat aber wird der Wert hier das Subjekt eines Prozesses, worin er unter dem beständigen Wechsel der Formen von Geld und Ware seine Größe selbst verändert, sich als Mehrwert von sich selbst als ursprünglichem Wert abstößt, *sich selbst verwertet*. Denn die Bewegung worin er Mehrwert zusetzt, ist seine eigne Bewegung, seine Verwertung also Selbstverwertung.“¹³² [Hervorhebungen C.A.]

Wenn aber der Wert selbst das Subjekt des Prozesses sein soll, das automatisch auf die endlose Verwertung und Vermehrung seiner selbst ausgerichtet ist, dann braucht es irgendeinen Mechanismus, der den Kapitalisten dazu zwingt, sich der Logik der Akkumulation unbedingt zu unterwerfen. Diesen Mechanismus nun macht Marx in der *Konkurrenz* aus. Die Überlegung dabei ist einfach: Schafft es ein einzelnes produktives Kapital seine Produktivkraft zu steigern, indem es die Arbeit effizienter nutzt, steigert es damit seine Mehrwertrate. Der im Tausch realisierte Wert der Ware aber sinkt dann, weil die gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeit sinkt, die für die Produktion der Ware notwendig ist. Damit fällt gleichzeitig der Mehrwert der konkurrierenden Kapitalien, die die gleiche Ware herstellen. Die konkurrierenden Kapitalien müssen dann entweder in der Steigerung des Mehrwerts nachziehen oder sie werden vom Markt verdrängt. Das heißt: Entweder der Kapitalist übt den maximalen Verwertungsdruck aus, oder er hört auf Kapitalist zu sein, weil sein Kapital untergeht. Damit, sagt Marx, „exequiert“ die Konkurrenz „die innren Gesetze des Kapitals; macht sie zu Zwangsgesetzen dem einzelnen Kapital gegenüber, aber sie erfindet sie nicht. Sie realisiert sie.“¹³³ Die ursprünglich subjektiven Ziele, weshalb das Kapital Kapital geworden ist, wer-

131Beides siehe MEW 23, S. 168.

132Vgl. ebd., S. 168 f.

133Vgl. MEW 42, S. 644.

den von der Konkurrenz dauerhaft erzwungen und objektiv, strukturell verankert: Das Streben nach Vergrößerung des Werts und die Logik der Zirkulationsform des Kapitals werden zum Systemzwang. Die Konkurrenz ist also bei Marx der Motor der kapitalistischen Akkumulation – Sie macht Akkumulation zur unausweichlichen Notwendigkeit.

Die Wirkung der Konkurrenz kann auf der Ebene des kapitalistischen Gesamtprozesses, also unter Berücksichtigung des Durchschnittsprofits, nochmals verdeutlicht werden. Die einzelnen Kapitalien realisieren den Durchschnittsprofit unter der Annahme, dass sie „im Verhältnis zur Größe ihres variablen Teils jährlich gleichviel Mehrwert realisieren,“¹³⁴ also unter der Annahme einer gleichen Mehrwertrate. Steigert ein Kapital seine Mehrwertrate, was gleichbedeutend mit einer Produktivitätssteigerung ist, kann es bei gleichen Kosten mehr Waren produzieren. Die auf dem Markt angebotene Warenmenge steigt über die Menge, die zu den bisherigen Preisen nachgefragt wurde. In diesem Falle

„regeln die unter den besten Bedingungen produzierten Waren den Marktwert. Sie können z.B. ihre Waren ganz oder annähernd zu ihrem individuellen Wert verkaufen, wobei es passieren kann, daß die unter den schlechtesten Bedingungen produzierten Waren nicht einmal ihre Kostpreise realisieren, während die des mittlern Durchschnitts nur einen Teil des in ihnen enthaltenen Mehrwerts realisieren können. Was hier vom Marktwert gesagt, gilt vom Produktionspreis, sobald er an die Stelle des Marktwerts getreten.“¹³⁵

Das produktivste Kapital erzielt dann einen *Surplusprofit*, die anderen machen unter Umständen Verluste. Durch die Konkurrenz wird das Surplus im Normalfall wieder ausgeglichen, wobei diejenigen Kapitalien, die nicht mithalten können, verschwinden. Das Wertgesetz setzt sich somit durch. Marx sieht jedoch auch, dass der Surplusprofit sich verfestigen kann, „wenn gewisse Produktionssphären in der Lage sind, sich der Verwandlung ihrer Warenwerte in Produktionspreise und daher der Reduktion ihrer Profite auf den Durchschnittsprofit zu entziehen.“¹³⁶ Dieser Fall ändert die Ergebnisse der kapitalistischen Akkumulation und wird deshalb weiter hinten, im Abschnitt zu Monopolisierung und Internationalisierung behandelt. Davon unbesehen zeigt sich aber schon, auf welche Art und Weise sich die Konkurrenz, die „innren Gesetze des Kapitals“ also durchsetzen: Sie führen zu einer Notwendigkeit für jedes einzelne Kapital, Mehrwert und Profit und damit die Produktivität beständig zu steigern. Es muss sie aber nicht nur beständig steigern, sondern es muss sie *so stark wie irgend möglich steigern*. Damit kann auch die Frage nach den Kosten der Reproduktion näher beantwortet werden. Aus Sicht des Kapitals gibt es den Druck, diese Kosten, also die Löhne, so niedrig wie möglich zu halten.

Der Konkurrenzmechanismus wirkt sich aber auch allgemein auf die Rolle des Individuums in der

134Siehe MEW 25, S. 164. Vgl. auch ebd., S. 184: „Solch eine allgemeine Rate des Mehrwerts – der Tendenz nach, wie alle ökonomischen Gesetze – ist von uns als theoretische Vereinfachung vorausgesetzt [...]“ Im gleichen Absatz zeigt Marx die Bedingungen, die dafür erfüllt sein müssen: Zur Ausgleicheung der Exploitationsrate müssen Arbeiter zwischen den Produktionssphären wandern können.

135Vgl. MEW 25, S. 188.

136Siehe ebd., S. 209.

kapitalistischen Produktionsweise aus. Wie eben angesprochen, macht die Konkurrenz die Bewegungsgesetze des Kapitals zum strukturellen Zwang. Individuen können darin schließlich nur noch die von der Struktur bestimmten Funktionen ausüben, diese werden zu ihren „ökonomischen Charaktermasken“¹³⁷. Das bedeutet aber nicht, dass der individuellen Person ihr freier Wille genommen ist, weil ihre Entscheidungen von der Struktur immer schon determiniert sind. Die kapitalistische Gesellschaft ist schlicht eine Gesellschaftsordnung, die wirtschaftlichen Erfolg oder wirtschaftliches Überleben daran koppelt, die Selbstverwertung des Werts zu betreiben. Wie Baran und Sweezy festhalten: „Das alles wird zu subjektiven Zielen und Werten der Wirtschaftswelt, weil es das objektive Erfordernis des Systems ist. Die Beschaffenheit des Systems entscheidet über die Psychologie seiner Mitglieder, nicht umgekehrt.“¹³⁸ Die Einzelnen richten ihre Ziele also bewusst oder unbewusst an der Logik des Systems aus. Im Falle der Arbeiterin und des Arbeiters geschieht dies natürlich unfreiwillig. Aus Sicht des Kapitals gibt es jedoch Entscheidungsalternativen, da es für einzelne Mitglieder des Kapitals möglich wäre, sich dem Prozess zu widersetzen, nicht die Rolle des Kapitalisten zu übernehmen und lediglich das vorhandene Vermögen aufzubrauchen. Das würde bedeuten, das eigene Kapital in der Auflehnung gegen die Zwangsgesetze der Konkurrenz untergehen zu lassen. Durch diesen Akt der Auflehnung ändert sich aber nicht die Systemlogik - in die Lücke des untergegangenen Kapitals treten andere. Überdies ist die Auflehnung in den meisten Fällen wenig attraktiv, weil die scheinbar einzige Alternative innerhalb dieses Systems darin besteht, auf die Seite der Arbeit zu fallen.¹³⁹ Warum das wenig erstrebenswert ist, wurde schon ersichtlich, da die Reproduktion der arbeitenden Klasse tendenziell auf das Allernotwendigste reduziert wird. Noch mehr sollte das aber im nächsten Kapitel über die Steigerung des Mehrwerts und die Subsumption der Arbeit verständlich werden.

3.7 Vehikel der kapitalistischen Akkumulation: Die Produktion des Mehrwerts

Wie zu sehen war, führen die mit „eherner Notwendigkeit wirkenden“¹⁴⁰ Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise dazu, dass die Kapitalisten einerseits den Mehrwert möglichst steigern, andererseits den Kostpreis möglichst senken müssen. Die Wege durch die das geschehen kann werden von Marx idealtypisch dargestellt und sollen hier kurz nachgezeichnet werden. Allgemein stehen zwei Möglichkeiten offen: Entweder durch veränderten Einsatz der Ware Arbeitskraft oder durch eine Veränderung im Einsatz von Maschinen, dem konstanten Kapital.

Steigerung des Mehrwerts und ihre Folgen

Die einfachste Möglichkeit zur Steigerung des Mehrwerts liegt in der *Produktion des absoluten Mehrwerts*. Wir erinnern uns daran, dass die Mehrwertproduktion an jedem Arbeitstag genau dann beginnt, wenn die Arbeitskraft ihre Kosten erwirtschaftet hat. Wenn also bei einem achtstündigen

137Vgl. MEW 23, S. 100.

138Vgl. Baran/Sweezy (1973), S. 49.

139Im abschließenden Kapitel dieser Arbeit werden noch andere Alternativen angedeutet werden.

140Vgl. MEW 23, S. 12.

Arbeitstag nach vier Stunden die zur Reproduktion *notwendige Arbeitszeit* abgeleistet ist, fließt der Wert der restlichen vier Arbeitsstunden in die Tasche des Kapitalisten. Marx fasst das zusammen:

„Die Verlängerung des Arbeitstags über den Punkt hinaus, wo der Arbeiter nur ein Äquivalent für den Wert seiner Arbeitskraft produziert hätte, und die Aneignung dieser Mehrarbeit durch das Kapital – das ist die Produktion des absoluten Mehrwerts.“¹⁴¹

Die naheliegendste Form zur Steigerung der Mehrwertrate liegt also in einer Verlängerung der Arbeitszeit. Daraus folgt: Im Kapitalismus besteht eine produktionsseitige Tendenz zur Verlängerung des Arbeitstages. In den wiederkehrenden Arbeitskämpfen wird das historisch sichtbar, was von Marx für den frühen englischen Kapitalismus ausführlich geschildert wird.¹⁴² So erklärt sich, warum *Caregiving* und kapitalistische Lohnarbeit aus marxistischer Perspektive schwer vereinbar sind: Jede Stunde Mehrarbeit, die eine Arbeiterin oder ein Arbeiter leistet, ist für das Kapital Reingewinn. Umso stärker ist also angesichts der Konkurrenz der Druck, die Arbeitszeit zu verlängern und so keine Zeit für andere Tätigkeiten zu lassen.

Diese Produktion des *absoluten Mehrwerts* bezieht sich auf die Verlängerung des Gesamtarbeitstages. Da sich der Mehrwert aus zwei Komponenten, nämlich Länge des Gesamtarbeitstages und Länge der notwendigen Arbeit zusammensetzt, kann der Mehrwert auch über eine Verringerung der Letzteren gesteigert werden. Diese Möglichkeit nennt Marx die *Produktion des relativen Mehrwerts*. Sie entsteht, wenn der Wert der zur Reproduktion notwendigen Güter sinkt, d.h., wenn die Produktivität in den Branchen, die diese Güter herstellen, steigt.¹⁴³ Damit ist die Produktion des relativen Mehrwerts ein gesamtwirtschaftliches Phänomen. Marx weist allerdings darauf hin, dass in der realen kapitalistischen Produktion die Unterscheidung von absolutem und relativem Mehrwert „illusorisch“¹⁴⁴ ist, weil sie tatsächlich wechselseitig verschränkt vor sich gehen.

Da der Verlängerung des Arbeitstages natürlicherweise Grenzen gesetzt sind, besteht der eigentlich wichtigste Weg zur Produktion des Mehrwerts aber in der *Steigerung der Arbeitsproduktivität*, was sowohl absolut als auch relativ auf den Mehrwert wirkt. Am Beispiel der Arbeitsintensität lässt sich das veranschaulichen. Diese wird wirksam, weil in den Warenwert nicht die Dauer der konkreten Arbeitszeit einfließt, sondern die Dauer der als gesellschaftliche Durchschnittsarbeit anerkannten abstrakten Arbeit. Wenn, um bei dem obigen Beispiel zu bleiben, in acht Stunden Arbeit soviel produziert wird, wie eine gesellschaftliche Durchschnittsarbeitskraft in zehn Stunden produziert, haben die acht Stunden Arbeit den Wert von zehn Stunden. Bei Reproduktionskosten von vier Stunden steigt der Mehrwert also auf sechs Stunden Arbeit. Eine solche *Intensivierung der Arbeit* wirkt, wie Michael Heinrich beschreibt, ebenfalls wie eine Verlängerung des Arbeitsta-

¹⁴¹Siehe MEW 23, S. 532.

¹⁴²Vgl. dazu die Passage im Kapitel zum Arbeitstag, MEW 23, S.245-320. Da der Wert des konstanten Kapitals nur in dem Maße in das Produkt eingeht, wie es abgeschrieben wird, besteht zudem eine Tendenz, vorhandene technische Hilfsmittel, beispielsweise Maschinen, maximal zu nutzen: Es wird Schichtarbeit eingeführt. Siehe ebd., S. 271.

¹⁴³Vgl. MEW 23, S. 334.

¹⁴⁴Siehe ebd., S. 534.

ges, obwohl sie bei Marx nicht explizit unter diese Kategorie eingeordnet wird.¹⁴⁵ Gleichzeitig wirkt sie, sofern sie im Konsumgütersektor stattfindet, auf den relativen Mehrwert, da die durchschnittlich notwendige Arbeit und damit der Wert der Konsumgüter in der Folge der Produktivitätssteigerung sinken wird. Damit sinken aber die Reproduktionskosten und der Anteil der notwendigen Arbeit.

Neben der Art der Mehrwertproduktion interessieren in dieser Arbeit aber vor allem ihre Folgen: Die Intensivierung der Arbeit geht tendenziell auf Kosten der Reproduktivität, *da in der gleichen Arbeitszeit mehr geleistet werden muss und die Verausgabung von Arbeitskraft steigt, die reproduziert werden muss.*¹⁴⁶ Dies ist nach Marx ein genereller Zug der kapitalistischen Produktivitätssteigerung und geschieht als Folge der *Subsumtion der Arbeit*, also der Unterordnung der Arbeitsprozesse unter den kapitalistischen Verwertungszwang.¹⁴⁷ Die Subsumtion der Arbeit verändert die Arbeit im Kapitalismus grundlegend. Im Gegensatz zum nicht-kapitalistischen, verwandelt sich im kapitalistischen Produktionsprozess zunächst das Verhältnis von der Arbeit zu den Produktionsmitteln.¹⁴⁸ Das äußert sich wie folgt:

„Betrachten wir den Produktionsprozeß unter dem Gesichtspunkt des Arbeitsprozesses, so verhielt sich der Arbeiter zu den Produktionsmitteln nicht als Kapital, sondern als bloßem Mittel und Material seiner zweckmäßigen produktiven Tätigkeit. In einer Gerberei z.B. behandelt er die Felle als einen bloßen Arbeitsgegenstand. Anders, sobald wir den Produktionsprozess unter dem Gesichtspunkt des Verwertungsprozesses betrachteten. Die Produktionsmittel verwandelten sich sofort in Mittel zur Einsaugung fremder Arbeit. *Es ist nicht mehr der Arbeiter, der die Produktionsmittel anwendet, sondern es sind die Produktionsmittel, die den Arbeiter anwenden.* Statt von ihm als stoffliche Elemente seiner produktiven Tätigkeit verzehrt zu werden, verzehren sie ihn als Ferment ihres eigenen Lebensprozesses, und der Lebensprozeß des Kapitals besteht nur in seiner Bewegung als sich selbst verwertender Wert.“¹⁴⁹ [Hervorhebung C.A.]

Wird am konkreten Arbeitsprozess nichts verändert, sondern der formal gleiche Prozess unter der Hoheit des Kapitals ausgeführt, besteht eine lediglich *formelle Subsumtion* der Arbeit. Diese wird durch erhöhten Leistungsdruck in Folge der Intensivierung und durch Verlängerung der Arbeitszeiten dennoch negative Folgen auf die Reproduktivität haben. Aufgrund des Verwertungsdrucks des Kapitals bleibt es aber nicht bei einer formellen Subsumtion der Arbeit, denn durch eine Verände-

145Vgl. Heinrich (2005), S.102 f. Marx beschreibt sie als „Intensifikation der Arbeit“ erst unter dem Abschnitt zur Produktion des relativen Mehrwerts, vgl. MEW 23, S. 431-440.

146Ausdruck dieser zwei Formen der Produktion des absoluten Mehrwerts ist die in jüngerer Zeit allseitig notwendig gewordene Optimierung der Work-Life-Balance: Aufgrund des hohen Leistungs- und Zeitdrucks muss in immer kürzerer Zeit und immer effizienter die körperliche und seelische Balance der Arbeitenden wiederhergestellt werden.

147Vgl. MEW 23, S. 532 f.

148Dabei kommt es nicht darauf an, ob Waren produziert werden oder andere Wirtschaftsgüter, sondern allein, ob diese Waren kapitalistisch produziert werden. Wie Marx schreibt: „Nicht was gemacht wird, sondern wie gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen.“ Vgl. MEW 23, S.194 f. Die kapitalistische Epoche zeichnet sich dadurch aus, dass der Produktionsprozess Verwertungsprozess ist: „Als Einheit von Arbeitsprozess und Wertbildungsprozeß ist der Produktionsprozeß Produktionsprozeß von Waren; als *Einheit von Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß ist er kapitalistischer Produktionsprozeß*, kapitalistische Form der Warenproduktion.“ [Hervorhebung C.A.] Siehe MEW 23, S. 211

149Vgl. ebd., S. 328 f.

rung der Produktionsmethoden wird es möglich, die Produktivität der Arbeit noch weiter zu steigern. Eine solche qualitative Veränderung der Arbeitsweise nennt Marx *reelle Subsumtion der Arbeit*. Möglich wird sie, weil die Verfügungsgewalt über mehrere Arbeiter und Arbeiterinnen eine andere Arbeitsorganisation zulässt. Durch Kooperation innerhalb des Produktionsprozesses wird zunächst die Arbeit in kleinteilige, optimierte Schritte aufgeteilt. Diese zunächst noch im Rahmen des Handwerks vollzogene Teilung der Arbeit erhält in der Manufaktur und schließlich dann in der Fabrik ihre äußerlich sichtbarste Form. Während in der Manufaktur jedoch zumindest noch kleinere handwerkliche Fähigkeiten Anwendung finden, vollendet die fabrikmäßige Produktion die reelle Subsumtion der Arbeit und macht die menschliche Arbeitskraft vollends zum bloßen, austauschbaren Anhängsel der Maschine. Indem sie immer weitere Wege der realen Subsumtion sucht, wälzt die kapitalistische Produktion die konkrete Ausgestaltung der Arbeit dabei beständig um:

„Die moderne Industrie betrachtet und behandelt die vorhandne Form eines Produktionsprozesses nie als definitiv. Ihre technische Basis ist daher revolutionär, während die aller früheren Produktionsweisen wesentlich konservativ war. Durch Maschinerie, chemische Prozesse und andre Methoden wälzt sie beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftlichen Kombinationen des Arbeitsprozesses um.“¹⁵⁰

Diese Umwälzungen, die zum Zwecke der Selbstverwertung des Kapitals geschehen, werden möglich, weil der gesamte Arbeitsprozess gesellschaftlich geworden ist und die einzelnen Arbeiter als Glieder eines Organismus angewendet werden. In der kapitalistischen Veränderung der Produktionsmethoden liegt zwar ein humanistisches Potential, weil die Produktivitätssteigerungen das menschliche Leben erleichtern könnten. Dieses Potential wird durch die *Subsumtion der Arbeit* aber ins Negative verkehrt. Eigentlich wäre zu erwarten, dass durch eine Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit mehr Freizeit für Arbeiterinnen und Arbeiter zur Verfügung stehen sollte. Das würde sich positiv auf die Reproduktivität auswirken, weil damit auch mehr Zeit für Erholung und *Caregiving* in jeglicher Form zur Verfügung stehen würde. Durch die absolute Unterordnung der Arbeit unter das Kapital ist jedoch das Gegenteil der Fall. Das drückt sich am Beispiel der Maschinisierung aus, die zur Steigerung der Arbeitsproduktivität eingesetzt wird und die „an sich betrachtet die Arbeitszeit verkürzt, kapitalistisch angewandt den Arbeitstag verlängert, an sich die Arbeit erleichtert, kapitalistisch angewandt ihre Intensität steigert [...]“¹⁵¹

Die Veränderung und Automatisierung der Produktionsprozesse verschlechtern insbesondere in den Fabriken die Arbeitsbedingungen der konkreten Arbeit noch weiter:

„Aus der lebenslangen Spezialität, ein Teilwerkzeug zu führen, wird die lebenslange Spezialität einer Teilmaschine zu dienen. [...] Während die Maschinenarbeit das Nervensystem aufs äußerste angreift, unterdrückt sie das vielseitige Spiel der Muskeln und konfisziert alle freie körperliche und geistige Arbeit. Selbst die Erleichterung der Arbeit wird zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit befreit, sondern seine Arbeit

150Siehe MEW 23, S. 510 f.

151Siehe ebd., S. 465.

vom Inhalt.“¹⁵²

Während Teile von Marx' Analyse maschinisierter Prozesse, die sich etwa auf die durch Lärm und Schmutz verschlechterten Arbeitsbedingungen in den Fabriken beziehen,¹⁵³ nicht für alle Arbeitsprozesse verallgemeinert werden können, könnte die Trennung der Arbeit von ihrem Inhalt eine allgemeine Tendenz kapitalistisch rationalisierter Arbeit zu sein. Als kleines Rädchen eines Gesamtprozesses ist aus marx'scher Perspektive jegliche reell subsumierte Arbeit davon bedroht, sinnentleert zu werden. Arbeit wird dann heteronom oder entfremdet, erholsame oder sinnstiftende reproduktive Tätigkeiten werden als Ausgleich noch wichtiger. Darauf wird an späterer Stelle noch einzugehen sein. Zunächst soll noch eine zweite Möglichkeit untersucht werden, über die sich die „innren Gesetze des Kapitals“ äußern können - die Reduktion des Kostpreises.

Reduktion des Kostpreises

Da die industriellen Kapitalisten in der Realität auf die Profitrate achten müssen, lässt sich die Wettbewerbsfähigkeit auch durch eine effizientere Nutzung von Maschinen und technischen Hilfsmitteln erreichen, in marx'scher Terminologie die „Ökonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals“¹⁵⁴. Dazu gehört auch eine bessere Nutzung oder das Recycling von Rohstoffen. Eine Folge dessen wäre, dass zumindest die schädlichen Auswirkungen der Produktion auf die Natur reduziert würden. Eine stärkere „Nutzbarmachung der Exkremente der Produktion“¹⁵⁵ würde nach Marx im Falle einer Verteuerung der Rohstoffe stattfinden. Dennoch konstatiert er, „[i]n Beziehung auf ihre Verwendung findet in der kapitalistischen Wirtschaft eine kolossale Verschwendung statt; in London z.B. weiß sie mit dem Dünger von 4 ½ Millionen Menschen nichts Besseres anzufangen, als ihn mit ungeheuren Kosten zur Verpestung der Themse zu gebrauchen.“¹⁵⁶ Neben der Ressourcennutzung gibt es noch weitere Möglichkeiten zur Steigerung der Ökonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals. Diese bestehen in einer besseren Verwendung und Auslastung der Maschinen und in der Reduktion der nicht für den direkten Produktionsprozess notwendigen Hilfsmittel.¹⁵⁷ Das erklärt die tendenziell schlechten Arbeitsbedingungen im Kapitalismus: Ersteres geschieht etwa durch Schichtarbeit, letzteres durch Sparen an Arbeitsschutzmaßnahmen. Beides wirkt sich nachteilig auf die Arbeitsbedingungen der Arbeiter und Arbeiterinnen und in der Folge nachteilig auf die Reproduktivität aus. Eine weitere, letzte Möglichkeit zur Reduktion des Kostpreises ist vergleichbar mit der Steigerung des relativen Mehrwerts: Steigt die Produktivität in der Produktionsgüterindustrie, sinken die Preise des konstanten Kapitals. Dieser Vorteil kommt allen Kapitalien gleichermaßen zugute und ist eine indirekte Folge der kapitalistischen Produktionsweise. In allen diese Bereichen gilt die gleiche Tendenz, dass

152Vgl. MEW 23, S. 445.

153Siehe ebd., S. 448-450.

154Vgl. MEW 25, S. 87-115.

155Vgl. ebd., S. 110.

156Siehe ebd.

157Vgl. ebd., S. 98-110.

Zwangsgesetze der Konkurrenz eine Entwicklung auf Kosten der Reproduktivität auslösen.

Nachdem nun gezeigt wurden, was die „innren Gesetze des Kapitals“ sind (3.3), wie sie wirksam werden können (3.4), warum sie zu Zwangsgesetzen werden (3.5 und 3.6) und wie sie sich auf die konkreten Arbeitsprozesse auswirken (3.7) kann nun gezeigt werden, welche Tendenzen dieser Prozess eigentlich für die Struktur der Wirtschaft zeigt. Es kann der konkrete kapitalistische Akkumulationsprozess untersucht werden.

3.8 Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation

In diesem Abschnitt ist nun zu betrachten, welche Wirkung die kapitalistische Produktionsweise auf die Gesamtökonomie hat, wenn der Prozess über einen längeren Zeitraum, auf „erweiterter Stufenleiter“¹⁵⁸, stattfindet. Neben einer Veränderung der individuellen Arbeitsprozesse, die aus der Notwendigkeit folgen, den Kostpreis zu senken und die Mehrwertrate zu erhöhen, schlagen die Eigentumsgesetze der Warenproduktion dann in Gesetze der kapitalistischen Aneignung um - oder, was nur ein anderes Wort dafür ist, in die *Akkumulation des Kapitals*. Damit sind wir bei den historischen Tendenzen des Kapitalismus angelangt. Hinter dem Begriff der Akkumulation versteckt sich zunächst schlicht die Verwandlung des erwirtschafteten Mehrwerts in Kapital, in Form von Zinsausschüttungen, Reinvestitionen in konstantes Kapital, Unternehmerngewinnen oder Grundrenten.¹⁵⁹ Durch diesen Vorgang sammelt sich alles erwirtschaftete Mehrprodukt in den Händen der Kapitalisten: Das Vermögen der Eigentümerinnen und Eigentümer von Kapital wächst beständig an, während die Arbeiterinnen und Arbeiter bei einem Einkommen verharren, das lediglich, wenn überhaupt, ihre unmittelbaren Reproduktionskosten trägt. Der Kapitalismus führt deshalb zu ökonomischer Ungleichheit. Diese Feststellung ist von großer Brisanz, die gesellschaftlichen Folgen sollen aber erst im nächsten Kapitel näher untersucht werden. Die Akkumulation hat jedoch auch weitreichende Folgen für die Struktur der Wirtschaft und drückt sich in zunehmender Monopolisierung, steigender Arbeitslosigkeit und der Krisenanfälligkeit der Ökonomie aus. Diese Prozesse werden hier nun abschließend für dieses Kapitel dargestellt.

Zentralisation und Konzentration des Kapitals

Eine Folge der Akkumulation ist die Vergrößerung der einzelnen Kapitale und die sinkende Zahl an Kapitalien insgesamt. Die zunehmende Ungleichheit entsteht also nicht nur auf der Ebene der Privatvermögen, sondern auch zwischen den Kapitalisten. Ersteres, die Vergrößerung der Einzelkapitale, nennt Marx *Konzentration des Kapitals*:

„Jede Akkumulation wird das Mittel neuer Akkumulation. Sie erweitert mit der vermehrten Masse des als Kapital funktionierenden Reichtums seine Konzentration in den Händen individueller Kapitalisten, daher die Grundlage der Produktion auf großer Stufenleiter und der spezifisch kapitalistischen Produktionsmethoden. Das Wachstum des gesellschaftlichen

158Das heißt in wachsendem Umfang oder in größeren Skalen. Marx geht von wachsenden Skalenerträgen der Produktion aus. Mehr dazu siehe unten.

159Vgl. MEW 23, S. 605.

Kapitals vollzieht sich im Wachstum vieler individuellen Kapitale. Alle andren Umstände als gleichbleibend vorausgesetzt, wachsen die individuellen Kapitale und mit ihnen die die Konzentration der Produktionsmittel, im Verhältnis, worin sie aliquote Teile des gesellschaftlichen Gesamtkapitals bilden.¹⁶⁰

Dieses Wachstum der einzelnen Kapitale ist nach Marx zunächst lediglich eine Tendenz. Durch Aufspaltungen der Kapitale, etwa im Falle von Kapitalteilungen durch Erbschaften, kann diese Tendenz verdeckt werden. Darauf spielt der letzte Halbsatz an: Die Einzelkapitale wachsen im Verhältnis ihres Anteils am gesellschaftlichen Gesamtkapital. Sie könnten auch jeweils klein bleiben und nur ihre Zahl sich stetig vermehren. Ein aus wachstumskritischer Sicht bedeutender Schluss bleibt davon jedoch unberührt: *Das Gesamtkapital wächst, die Zahl an Produktionsmitteln und der Umfang der Produktion steigt an.* Die Konzentration ist nur die logische Folge der inneren Gesetze des Kapitals - dieses muss wachsen, sich vergrößern, sich vermehren. Darin besteht die eigentliche Akkumulation. Überdies zeigt sich darin die steigende Ungleichheit der Gesellschaft: Während das Anlagevermögen, das im Wert des konstanten Kapital ausgedrückt ist, fortwährend wächst, bleibt die Lohnsumme, die sich im variablen Kapital ausdrückt, auf Höhe der Reproduktionskosten der Arbeit. Als Ergebnis der Konzentration steigt insgesamt das Verhältnis von konstantem zu variablen Kapital immer weiter an, was, wie im Verlaufe dieses Kapitels zu sehen sein wird, nicht folgenlos bleibt.

Durch eine zweite Folge der Akkumulation, durch Zentralisation, wird überdies die Zersplitterung und Teilung der Kapitale verhindert und sogar umgekehrt. Die *Zentralisation des Kapitals* ist der eigentliche Prozess der Monopolisierung. Sie wird von Marx durch steigende Skalenerträge erklärt. Da größere Unternehmen produktiver sind, haben sie einen Wettbewerbsvorteil gegenüber kleineren und werden sich diese nach und nach einverleiben, was Marx als *Attraktion von Kapital durch Kapital* bezeichnet. Er beschreibt den Prozess der Zentralisation wie folgt:

„Der Konkurrenzkampf wird durch Verwohlfelierung der Waren geführt. Die Wohlfeilheit der Waren hängt, caeteris paribus, von der Produktivität der Arbeit, diese aber von der Stufenleiter der Produktion ab. Die größeren Kapitale schlagen daher die kleineren. Man erinnert sich ferner, daß mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise der Minimalumfang des individuellen Kapitals wächst, das erheischt ist, um ein Geschäft unter seinen normalen Bedingungen zu betreiben. Die kleineren Kapitale drängen sich daher in Produktionssphären, deren sich die große Industrie nur noch sporadisch oder unvollkommen bemächtigt hat. Die Konkurrenz rast hier im direkten Verhältnis zur Anzahl und im umgekehrten Verhältnis zur Größe der rivalisierenden Kapitale. Sie endet stets mit Untergang vieler kleineren Kapitalisten, deren Kapitale teils in die Hand des Siegers übergehen, teils untergehn.“¹⁶¹

Die Folge der Akkumulation ist also ein stetiges Wachstum des Gesamtkapitals und eine wachsende Zentralisation dieses Kapitals bei einer immer kleineren Gruppe von Menschen, deren logischer Endpunkt erreicht wäre „in dem Augenblick, wo das gesamte gesellschaftliche Kapital vereinigt wäre in der Hand, sei es eines einzelnen Kapitalisten, sei es einer einzigen Kapitalgesell-

160Vgl. MEW 23, S. 653.

161Vgl. ebd., S. 654 f.

schaft.¹⁶² Die gesellschaftliche Ungleichheit wird durch die Tendenz zu Zentralisation noch verstärkt. Der Kapitalismus wird zum monopolistischen System.

Beschäftigung und industrielle Reservearmee.

Neben der Tendenz zur Monopolisierung wirkt sich der Akkumulationsprozess auch auf den Beschäftigungsstand in kapitalistischen Gesellschaften aus. Das stete Wachstum der Produktionsmittel sollte eigentlich zu einer steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften und damit zu einer steigenden Zahl von Beschäftigten führen. Damit könnte durch kapitalistische Akkumulation Vollbeschäftigung, eines der Wachstumsziele, erreicht werden. Im vorhergehende Kapitel wurde zwar gezeigt, dass kapitalistische Arbeit aus individueller Sicht nicht wirklich erstrebenswert sein kann, durch Vollbeschäftigung könnte aber die Verhandlungsmacht der Arbeit steigen, wodurch die negativen Aspekte der kapitalistischen Arbeit gemildert und die Produktion in die Dienste der Reproduktion der Arbeiterinnen und Arbeiter gestellt werden. Tatsächlich konstatiert Marx einen solchen positiven Beschäftigungseffekt, der überdies, wenn die Wachstumsrate der Produktionsmittel das Wachstum der Arbeitsbevölkerung übersteigt, zu steigenden Löhnen führt.¹⁶³ Folglich würde kapitalistische Akkumulation bei stagnierenden Bevölkerungszahlen dem gesellschaftlichen Wohl dienen, Löhne und Beschäftigungszahlen würden steigen, das okun'sche Gesetz wäre bestätigt. Die von der Konzentration und Zentralisation beflügelte Umverteilung des gesellschaftlichen Wohlstandes wäre umgekehrt und im Gegenteil könnte ein Wohlstand der Massen erreicht werden.

Marx selbst hält eine solche Entwicklung jedoch für unwahrscheinlich, weil sie von zwei gegenläufigen Entwicklungen konterkariert wird. Da steigende Löhne die Akkumulation begrenzen, hat der positive Effekt auf den Lohn eine innere Grenze: Sie findet nur so lange statt, als sie der Akkumulation auf erweiterter Stufenleiter dienlich ist. Wenn dies der Fall ist, steigen die Löhne, das Verhältnis unbezahlter Arbeit nimmt ab. Aber:

„Sobald diese Abnahme den Punkt berührt, wo die das Kapital ernährende Mehrarbeit nicht mehr in normaler Menge angeboten wird, so tritt eine Reaktion ein: ein geringerer Teil der Revenue wird kapitalisiert, die Akkumulation erlahmt, und die steigende Lohnbewegung empfängt einen Gegenschlag. Die Erhöhung des Arbeitspreises bleibt also eingebannt in Grenzen, die die Grundlagen des kapitalistischen Systems nicht nur unangetastet lassen, sondern auch seine Reproduktion auf wachsender Stufenleiter sichern.“¹⁶⁴

Damit sind steigenden Löhnen eine Grenze gesetzt. Zumindest aber der Beschäftigungseffekt könnte weiterhin gelten. Auch hier gibt es jedoch einen entgegenwirkende Bewegung. Es ist, wie oben dargestellt wurde, ein Charakteristikum des Kapitalismus, dass die Produktionstechnik nicht konstant bleibt, sondern permanent umgewälzt wird. Durch die wachsende Akkumulation verändert sich nach und nach die Zusammensetzung des Kapitals. Es wird verstärkt mit Maschinen produ-

162Vgl. MEW 23, S. 656 f.

163Ebd., S. 649.

164Vgl. ebd.

ziert, das Verhältnis von konstantem zu variablem Kapital ändert sich zugunsten des Ersteren. Diese Veränderung ist eine Veränderung in der *technischen Zusammensetzung des Kapitals* und führt dazu, dass die Nachfrage nach Arbeitskräften *relativ* sinkt.¹⁶⁵ Auch Vollbeschäftigung ist nach Marx im Kapitalismus also unwahrscheinlich: Käme sie zustande, wäre die Verhandlungsmacht der Arbeit und damit die Steigerung der Löhne so hoch, dass eine Gegenbewegung des Kapitals einsetzen müsste, denn zu hohe Löhne verändern das Wertverhältnis von konstantem und variablem Kapital. Dies macht es rentabel, verstärkt auf Maschineneinsatz zu setzen, also die Wertzusammensetzung des Kapitals zu Lasten der Arbeit wieder zu verändern. Vollbeschäftigung kann demnach im Kapitalismus allenfalls periodisch erreicht werden. Der Normalzustand ist eine nicht näher zu bestimmende Höhe der Arbeitslosigkeit, gleichviel wie stark die Wirtschaft gewachsen ist. Diese Arbeitslosen bilden nach Marx die *industrielle Reservearmee oder relative Überbevölkerung*, auf die ein funktionierendes kapitalistisches System immer zurückgreifen können muss, um seine Funktionsfähigkeit zu erhalten.¹⁶⁶ Gleichzeitig hat die Reservearmee den Effekt, den Konkurrenzdruck auf die Ware Arbeitskraft so hoch zu halten, dass die kapitalistische Akkumulation auf erweiterter Stufenleiter nicht behindert wird:

„Die industrielle Reservearmee drückt während der Perioden der Stagnation und mittleren Prosperität auf die aktive Arbeiterarmee und hält ihre Ansprüche während der Periode der Überproduktion und des Paroxysmus im Zaum“¹⁶⁷

Die Größe der relativen Überbevölkerung hängt von unterschiedlichen Faktoren ab, beispielsweise davon, welcher Anteil der Bevölkerung überhaupt aktiv arbeitssuchend wird. Die Faktoren müssen an dieser Stelle nicht einzeln erörtert werden, denn die Schlussfolgerung bleibt davon unberührt: Der Versuch, Arbeitslosigkeit durch kapitalistisches Wachstum zu bekämpfen, ist aus Sicht der marx'schen Analyse ein Kampf gegen Windmühlen, weil die Arbeitslosigkeit im Kapitalismus strukturell verankert ist, *egal wie stark die Produktivkraft wächst*. Aus Sicht von Marx ist die Tendenz, dass durch die steigende Produktivität der Produktion immer weniger Arbeit benötigt wird und die relative Überbevölkerung wächst, das „absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“. Durch steigende Entwicklung der Produktivkraft, die mit der Akkumulation untrennbar verbunden ist, wird menschliche Arbeit immer weiter überflüssig. Obwohl das eigentlich eine sehr positive Folge sein könnte, wird sie im Kapitalismus negativ verkehrt, weil sich dadurch gleichzeitig die Existenzbedingungen der Arbeiterklasse verschlechtern, die von steigender Arbeitslosigkeit bedroht ist:

„Das Gesetz, wonach eine immer wachsende Masse von Produktionsmitteln, dank dem Fortschritt in der Produktivität der der gesellschaftlichen Arbeit, mit einer progressiv abnehmenden Ausgabe von Menschenkraft in Bewegung gesetzt werden kann – dies Gesetz drückt sich auf kapitalistischer Grundlage, wo nicht der Arbeiter die Arbeitsmittel, sondern

165Vgl. MEW 23, S. 656.

166Siehe ebd., S. 557-565.

167Vgl. ebd., S. 668.

die Arbeitsmittel den Arbeiter anwenden, darin aus, daß, je höher die Produktivkraft der Arbeit desto größer der Druck der Arbeiter auf ihre Beschäftigungsmittel, desto prekärer also ihre Existenzbedingung: Verkauf der eignen Kraft zur Vermehrung des fremden Reichtums oder zur Selbstverwertung des Kapitals.“¹⁶⁸

Da die Profite des Kapitals aber letztlich auf der Aneignung des Mehrwerts beruhen, ist diese Entwicklung nicht nur für die Klasse der Arbeiterinnen und Arbeiter fatal, sondern auch für das Kapital selbst: Durch einen sinkenden Anteil an variablem Kapital sinkt auch die Möglichkeit, auf Basis der Ausbeutung von Arbeit Profite zu erzielen. Diese Beobachtung fasst Marx in sein Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate, das den Kapitalismus seiner Ansicht nach in die Krise stürzen müsste.

Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate und Krisen

Nach Marx drückt sich das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation, das zum Erhalt oder zum Wachstum der industriellen Reservearmee führt, in einer *wachsenden organischen Zusammensetzung des Kapitals* aus. Diese benennt die „Wertzusammensetzung des Kapitals, insofern sie durch seine technische Zusammensetzung bestimmt wird und diese widerspiegelt [...]“.¹⁶⁹ Marx beschreibt diese Seite des Gesetzes der kapitalistischen Akkumulation wie folgt:

„Nun hat sich aber gezeigt, als ein Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise, daß mit ihrer Entwicklung eine relative Abnahme des variablen Kapitals im Verhältnis zum konstanten Kapital und damit im Verhältnis zu dem in Bewegung gesetzten Gesamtkapital stattfindet. Es heißt dies nur, daß dieselbe Arbeiterzahl, dieselbe Menge Arbeitskraft, disponibel gemacht durch ein variables Kapital von gegebenem Wertumfang infolge der innerhalb der kapitalistischen Produktion sich entwickelnden eigentümlichen Produktionsmethoden, eine stets wachsende Masse Arbeitsmittel, Maschinerie und fixes Kapital aller Art, Roh- und Hilfsstoffe in derselben Zeit in Bewegung setzt, verarbeitet, produktiv konsumiert – daher auch ein konstantes Kapital von stets wachsendem Wertumfang. Diese fortschreitende relative Abnahme des variablen Kapitals im Verhältnis zum konstanten und daher zum Gesamtkapital ist identisch mit der fortschreitend höheren organischen Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals in seinem Durchschnitt.“¹⁷⁰

Es wurde schon gezeigt, dass bei gleicher Mehrwertrate aber unterschiedlicher Wertzusammensetzung des Kapitals der Profit in dem Unternehmen größer ist, das einen wertmäßig höheren Anteil an variablem Kapital beschäftigt - die Profite entstehen schließlich auf Basis der Ausbeutung des variablen Kapitals. In der durchschnittlichen Profitrate gleichen sich diese Unterschiede zwischen den Branchen jedoch immer wieder aus. Wenn nun aber der Wert des konstanten Kapital im Verhältnis zum variablen über alle Branchen hinweg steigt - mit der fortschreitend höheren organischen Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals in seinem Durchschnitt - so muss notwendigerweise auch die durchschnittliche Profitrate sinken. Der Kapitalismus unterliegt also einem *Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate*. Dieses Gesetz stellt eine Bedrohung für das ganze kapitalistische System dar, es birgt das Potential einer tiefliegenden Krise. Da die Produktiv-

168 Siehe MEW 23, S. 674.

169 Vgl. MEW 25, S. 155.

170 Vgl. ebd., S. 222.

kraftentwicklung mit dem Streben nach Profit in Konflikt gerät, müsste die kapitalistische Produktionsweise in der Folge an sich selbst scheitern:

„Das Mittel – unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte – gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandenen Kapitals.“¹⁷¹

Zu diesem Zusammenbruch ist es jedoch bis dato nicht gekommen. Das mag mehrere Gründe haben. Einige davon beschreibt Marx selbst als *entgegenwirkende Ursachen*, die die volle Wirksamkeit des Gesetzes verhindern und ihm letztlich den Charakter einer Tendenz geben.¹⁷² Heinrich verweist überdies darauf, dass Marx das Gesetz selbst gar nicht endgültig beweisen kann, weil es unter anderem davon abhängt, ob der Wert des konstanten Kapitals in gleichem Maße zunimmt, wie der des variablen Kapitals abnimmt.¹⁷³ Ist letztere Veränderung stärker, würde auch der Preis sinken, was aber die Profitrate tendenziell wieder vergrößert. Ob die Profitrate fällt oder nicht, hängt also nicht nur von der Richtung der Veränderung des Werts von konstantem und variablem Kapital ab sondern auch von deren Stärke, also von Größen, die sich theoretisch nicht bestimmen lassen. Damit ist offen, ob der Fall der durchschnittlichen Profitrate eine notwendige Begleiterscheinung des Kapitalismus ist. Da sie ohnehin auch für Marx nur eine mögliche letzte Tendenz darstellt, hat es für die restliche Analyse aber keine Konsequenzen, ob die Profitrate nun fällt oder nicht. Alle vorhergehenden Schlussfolgerungen und Beobachtungen bleiben davon unberührt.

Dazu gehört auch die inhärente Krisenanfälligkeit des kapitalistischen Systems. Zwei Möglichkeiten der Krise wurden für den Fall einer Unterbrechung der geldvermittelten Zirkulation schon angesprochen. Marx sieht den Kapitalismus insgesamt als ein System, das nicht von einem beständigen Gleichgewicht, sondern aufgrund der beständigen Umwälzungen in der Produktion durch strukturelle Ungleichgewichte geprägt ist:

„[Die] beständige Tendenz der verschiedenen Produktionssphären, sich ins Gleichgewicht zu setzen, bestätigt sich nur als Reaktion gegen die beständige Aufhebung dieses Gleichgewichts.“¹⁷⁴

Die Ungleichgewichte im kapitalistischen System entstehen stetig von Neuem, weil die Produktion nicht durch eine zentrale Instanz geordnet und nach den Bedürfnissen geplant ist, sondern sich als ein Suchprozess gestaltet: Es wird produziert, und zwar soviel wie möglich, weil dies potentiellen Gewinn darstellt. Erst in der Zirkulation aber stellt sich heraus ob die Produkte überhaupt absetzbar sind. Daraus entsteht ein industrieller Zyklus, der regelmäßig zu Krisen führt und die

171 Siehe MEW 25, S. 260.

172 Vgl. ebd., S. 242-250. Dazu zählt Marx die Erhöhung der Ausbeutungsrate der Arbeit, das Drücken des Arbeitslohns unter seinen Wert, die Verwohlfeilerung der Elemente des konstanten Kapitals (der Wert des konstanten Kapitals wächst weniger schnell als sein materieller Umfang), die relative Überbevölkerung, die eine arbeitsintensive Produktion doch wieder lohnend machen kann, auswärtiger Handel (Globalisierungswirkungen) und die Zunahme des Aktienkapitals.

173 Vgl. Heinrich (2005), S. 152 f.

174 Vgl. MEW 23, S. 377.

Existenzbedingungen im Kapitalismus insgesamt prekär macht:

„Die ungeheure, stoßweise Ausdehnbarkeit des Fabrikwesens und seine Abhängigkeit vom Weltmarkt erzeugen notwendig fieberhafte Produktion und darauf folgende Überfüllung der Märkte, mit deren Kontraktion Lähmung eintritt. Das Leben der Industrie verwandelt sich in eine Reihenfolge von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Prosperität, Überproduktion, Krise und Stagnation. Die Unsicherheit und Unstetigkeit, denen der Maschinenbetrieb die Beschäftigung und damit die Lebenslage des Arbeiters unterwirft, werden normal mit diesem Periodenwechsel des industriellen Zyklus.“¹⁷⁵

Die Krise ist also eine notwendige Begleiterscheinung in der kapitalistischen Produktionsweise.

Abschließend zu diesem Kapitel lässt sich festhalten: Der Kapitalismus ist ein System, das zum Zweck der unbegrenzten Selbstverwertung des Kapitals einen stetigen Druck auf die Steigerung der Produktivkräfte ausübt. Dadurch verändern sich fortwährend die Produktionsmethoden. Die menschliche Arbeitskraft wird zuerst unter den Produktionsprozess subsumiert und ausgebeutet, später wird sie durch die Steigerung der Produktivität mehr und mehr überflüssig. Das Ergebnis sind einerseits fortwährendes Wachstum der Produktionsmittel und fortwährende Konzentration derselben in den Händen weniger Kapitalisten, andererseits steigende Arbeitslosigkeit, gesellschaftliche Ungleichheit und schließlich eine Tendenz zur Krise.

Ganz allgemein ist der Kapitalismus eine Wirtschaftsform in der, wie Heinrich es zusammenfasst, „die Entwicklung der Produktivkräfte und die Produktion des Reichtums der Verwertung des Werts untergeordnet sind und dieser bornierte Zweck eine Fülle von Destruktionskräften gegenüber Mensch und Natur freisetzt.“¹⁷⁶ Wie diese Destruktionskräfte aussehen ist zum Teil schon angeklungen - sie zeigen sich etwa in schlechten Arbeitsbedingungen. Die Analyse der destruktiven Folgen wird im nächsten Kapitel noch einmal vertieft, weil sich in ihnen die kapitalistische Krise der Reproduktivität äußert. In Kapitel 4.3 wird mit dem monopolkapitalistischen Ansatz von Baran und Sweezy überdies eine weitere Erklärung gegeben, warum das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate nicht zum Zusammenbruch führen wird: Es wurde ersetzt durch ein Gesetz des steigenden Surplus.

4. Folgen der Akkumulation: Kapitalistische Produktion und die Krise der Reproduktivität

In diesem Kapitel soll die Krise der Reproduktion nun als Ergebnis der kapitalistischen Produktionsweise dargestellt werden, so wie sie aus der marx'schen Analyse folgt. In Kapitel 2.3 wurde herausgestellt, dass eine Untersuchung der Reproduktivität insbesondere auf folgende Faktoren achten muss:

1. Auf den Prozess der Wertbildung (valorization) und den Prozess der Bewertung (valuation),

¹⁷⁵Siehe MEW 23, S. 476.

¹⁷⁶Vgl. Heinrich (2005), S. 153.

2. auf die politische Möglichkeit innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise alternative, reproduktive Ziele zu verfolgen,
3. auf die individuelle Freiheit der Lebensführung und den Grad der Dekommodifizierung, also auf die individuelle Möglichkeit innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise alternative, reproduktive Ziele zu verfolgen,
4. auf die Möglichkeit, die Regeneration natürlicher Ressourcen auf der Grundlage eines intertemporalen Gerechtigkeitskonzeptes zu schützen.

Anhand des vorangegangenen Kapitels kann dazu schon einiges gesagt werden. Insbesondere wurde ersichtlich, dass reproduktive menschliche und natürliche Funktionen aus dem kapitalistischen Bewertungsprozess ausgegliedert sind, weil dort nur die im direkten Produktionsprozess verausgabte menschliche Arbeit berücksichtigt wird. Auch die individuelle Freiheit der Lebensführung ist angesichts des Ausbeutungsdrucks auf den Faktor Arbeit nach der marxistischen Analyse eingeschränkt. Ein nähere Auseinandersetzung damit und mit weiteren Folgen der kapitalistischen Produktionsweise folgt nun in diesem Kapitel.

Die Folgen des kapitalistischen Verwertungszwangs für die Regeneration der menschlichen und natürlichen Grundlagen der Produktion sollen in Abschnitt 4.1 nochmals auf den Punkt gebracht werden. Im weiteren Verlauf werden dann noch einige indirekte Implikationen des kapitalistischen Produktionsprozesses gezeigt werden, die aus der marx'schen Analyse folgen, beginnend in 4.2 mit der zunehmenden Kommodifizierung, Ungleichheit und Prekarisierung der Lebensverhältnisse. Diese untergraben die irenische Wirkung des Wachstums und verstärken die negativen Folgen des Akkumulationsprozesses auf die individuelle Lebenssituation der Menschen. In 4.3 und 4.4 wird auf die Internationalisierung der Verhältnisse und die Beeinflussung der Bedürfnisse im Finanzmonopolkapitalismus eingegangen. Die Widersprüche entfalten sich auf globaler Ebene, wodurch die Diskrepanzen zwar noch größer, aber weniger sichtbar und schwerer zu beeinflussen werden. Durch die Verdinglichung und Fetischisierung erscheint der kapitalistische Normalzustand den Betrachtenden außerdem als quasi-naturgesetzlich (4.5) wodurch angesichts der zunehmenden Irrationalität von Anspruch und Wirklichkeit ein Zustand der Heteronomie oder Entfremdung entsteht, der in 4.6 geschildert wird.

4.1 Allgemeine Bedingungen der Reproduktion im Kapitalismus

Reproduktion zur Selbstverwertung des Kapitals - Der Marx'sche Reproduktionsbegriff

Um näher darauf einzugehen, wie sich die kapitalistische Produktionsweise zur gesellschaftlichen Reproduktion verhält, soll zunächst rekapituliert werden, was sich bei Marx hinter dem Begriff der Reproduktion verbirgt. Die Produktion im Kapitalismus soll bei Marx sehr wohl gesellschaftliche Reproduktion sein. Er schreibt:

„So wenig eine Gesellschaft aufhören kann zu konsumieren, so wenig kann sie aufhören zu produzieren. In einem stetigen Zusammenhang und dem beständigen Fluß seiner Erneuerung betrachtet, ist jeder gesellschaftliche Produktionsprozeß daher zugleich Reproduktionsprozeß.“¹⁷⁷

Wie schon herausgestellt wurde, bezieht sich dieser Absatz aber auf einen spezifisch kapitalistischen Reproduktionsbegriff. Der von Marx hier beschriebene Prozess beschränkt sich lediglich auf die *kurzfristige, physische Reproduktion* des Menschen als Arbeitskraft und auf die Ersetzung der verbrauchten Arbeitsmittel. Dass Produktionsmittel und Arbeiter im Prozess reproduziert werden, geschieht lediglich unter der Prämisse, ihren Wert für das Kapital zu erhalten:

„Hat die Produktion kapitalistische Form, so die Reproduktion. Wie in der kapitalistischen Produktionsweise der Arbeitsprozeß nur als ein Mittel für den Verwertungsprozeß erscheint, so die Reproduktion nur als ein Mittel, den vorgeschossenen Wert als Kapital zu reproduzieren, d.h. als sich verwertenden Wert.“¹⁷⁸

Der Zweck der Reproduktion ist eben letztlich nur die rastlose Selbstverwertung des Wertes - die Produktion dient zuerst dem Profit, dann erst dem Bedarf. In diesem Sinne ist die Untersuchung der Reproduktion zu verstehen, der Marx im zweiten Band des Kapitals nachgeht. Die Frage die er sich dort stellt ist, wie das verbrauchte konstante Kapital aus der jährlichen Produktion ersetzt wird und wie sich dies mit der Konsumtion von Kapitalisten, Arbeiterinnen und Arbeitern verträgt.¹⁷⁹ Darin sind aber weder die Reproduktion der natürlichen Grundlagen der Ökonomie, noch die Seite des *Caregiving* berücksichtigt. Es steckt in dieser Untersuchung lediglich der Blick auf die *physische Wiederherstellung der direkten Produktionsmittel*, also auf Maschinen und Menschen als den Maschinen subsumierte abstrakte Arbeitsvermögen. Wie der Kapitalismus sich zur Reproduktion von Mensch und Natur insgesamt verhält bleibt im Dunkeln, weil die menschlichen und natürlichen Grundlagen der Produktion als außerhalb der Produktion liegend behandelt werden.

Ein erster Schluss auf den Charakter der kapitalistischen Reproduktion lässt sich trotzdem hier schon ziehen. Wie zu sehen war, ist der Kapitalismus inhärent auf Steigerung der Produktion ausgerichtet. Eine *einfache Reproduktion*, also ein kapitalistischer Steady-State, in dem der Produktionsausstoß von Jahr zu Jahr gleich bleibt, ist nach Marx höchst unwahrscheinlich, da „auf kapitalistischer Basis Abwesenheit aller Akkumulation oder Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter eine befremdliche Annahme ist“¹⁸⁰. Ganz im Gegenteil ist Reproduktion im Kapitalismus „aus der Kreisform in die Spirale übergehende Reproduktion.“¹⁸¹ Die Produktionsmittel im Kapitalismus werden also nicht nur in einem natürlichen Kreislauf wiederhergestellt, sondern der Kreislauf und damit die Produktionsmittel vergrößern sich stetig. Wie dieses stetige Wachstum der Produktion sich zur Reproduktivität des Prozesses verhält, soll nun gezeigt werden.

177Vgl. MEW 23, S. 591.

178Siehe ebd.

179Vgl. MEW 24, S. 392.

180Vgl. ebd., S. 394.

181Siehe MEW 23, S. 656.

Reproduktion der Arbeit und der Natur

Wie festgestellt wurde, muss den Arbeiterinnen und Arbeitern, um ihre Reproduktion sicherzustellen, ein notwendiges Mindestmaß an Zeit für *Caregiving* und Lohn als *Support for Caregiving* zur Verfügung stehen. Die Menschen müssen aber im Kapitalismus als freie Arbeiterinnen und Arbeiter zur Ware werden und sind damit der Logik des Kapitals und seinem Zweck unterworfen. Sie werden zu Gegenständen, deren „einzige Nützlichkeit“ für das Kapital nur darin bestehen kann „es zu erhalten oder zu vermehren“¹⁸² Das führt zu einer speziellen Bestimmung der Arbeit im Kapitalismus:

„In fact ist ja dieser 'produktive' Arbeiter grade ebenso interessiert in dem Scheißdreck, den er machen muß, wie der Kapitalist selber, der ihn anwendet und der auch den Teufel nach dem Plunder fragt. Genauer aber genommen, findet sich dann in der Tat, daß die wahre Definition eines produktiven Arbeiters darin besteht: Ein Mensch, der exakt nicht mehr bedarf und verlangt als nötig ist, ihn zu befähigen, seinem Kapitalisten den größtmöglichen Vorteil zu bringen.“¹⁸³

Den größtmöglichen Vorteil bringen Arbeiterinnen und Arbeiter dem Kapital aber genau dann, wenn sie nach Erhalt ihres Lohnes als Äquivalent für ihre Reproduktionskosten so lange wie möglich arbeiten und der Lohn so niedrig wie irgend möglich ist. Beides, freie Zeit und Lohn, entwickelt sich also im Kapitalismus gegen die Erfordernisse der Reproduktion. Aufgrund der Zwangsgesetze der Konkurrenz haben die Kapitalisten keine andere Wahl als so zu handeln. Der Druck, die Reproduktion der Arbeiterinnen und Arbeiter zu untergraben, ist also systemimmanent. Dabei können selbst die absolut notwendigen Kosten der physischen Reproduktion unterschritten werden: Ein Unternehmen, das höhere Löhne zahlt als seine Mitbewerber, senkt seine Wettbewerbsfähigkeit. Damit werden die Löhne auf die absolut notwendigen Kosten der Reproduktion reduziert. Wo für ein einzelnes Kapital aber die Möglichkeit besteht, noch unter diese Kosten zu gehen, muss und wird es das tun, denn die Reproduktion von Gesellschaft und Natur ist aus Sicht des einzelnen Kapitals ein öffentliches Gut: Ausgelaugte Arbeiter und Arbeiterinnen können aus der industriellen Reservearmee ersetzt werden. Dieser Umgang mit der Reproduktion der Ware Arbeitskraft ist der Trennung von Wertbildungs- und Bewertungsprozess geschuldet. Die Reproduktion der Arbeit geschieht außerhalb des Produktionsprozesses, das Ergebnis reproduktiver Tätigkeiten bildet aber die Grundlage der Wertbildung. Das Kapital kann sich nach Marx dabei im Normalfall darauf verlassen, dass sich die Klasse der Arbeiterinnen und Arbeiter aufgrund ihres „Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstriebes“¹⁸⁴ schon irgendwie am Leben erhält. Solange keine entgegenwirkenden Kräfte auftauchen, werden die Löhne bis an das absolute Existenzminimum oder darunter gedrückt, schlicht weil der Konkurrenzzwang dies erforderlich macht. Das einzelne Kapital kann die langfristige Reproduktion der Gesellschaft nicht zu seinem Anliegen machen.

182Vgl. MEW 42, S. 195

183Siehe ebd., S. 199.

184Vgl. MEW 23, S. 598.

Analog zur Arbeitskraft verfährt das Kapital mit den natürlichen Grundlagen der Produktion. Dies wird von Marx weniger ausführlich geschildert, seine Schlussfolgerung ist jedoch klar. Da auch die Reproduktion der Natur im Kapitalismus als außerhalb der Produktion liegend betrachtet wird, ist das einzelne Kapital gezwungen, alle natürlichen Ressourcen, soweit es dem Verwertungsprozess dienlich ist, größtmöglich auszubeuten. Marx fasst dieses Ergebnis der Analyse in einem Absatz zusammen:

„Wie in der städtischen Industrie wird in der modernen Agrikultur die gesteigerte Produktivkraft und größere Flüssigmachung der Arbeit erkaufte durch Verwüstung und Versiechung der Arbeitskraft selbst. Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebene Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit. [...] Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie gleichzeitig die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“¹⁸⁵

Der Kapitalismus ist also aus Marx' Sicht in weit größerem Maße selbstzerstörerisch, als es sich durch den tendenziellen Fall der Profitrate ausdrückt. Diese bedroht nur das Kapitalverhältnis als solches, jene eben geschilderten Destruktivkräfte beziehen sich aber auf die „Springquellen alles Reichtums“ an sich und bedrohen damit die Fortexistenz der ganzen Gesellschaft und Natur. Sie führen geradewegs in die Krise der Reproduktivität. Das einzelne Kapital ist in diesem Prozess gezwungen ohne Rücksicht auf die Folgen an die Substanz der Waren Arbeit und Natur zu gehen.

Gerade die *langfristigen* Grundlagen der Produktion, die ja für die Reproduktivität des Prozesses von entscheidender Bedeutung sind, sind dabei betroffen. Das Kapital muss im Angesicht der *gegenwärtigen* Konkurrenz den Mehrwert immer *gegenwärtig* maximieren - unabhängig davon, was das für seine Produktionsbedingungen in der Zukunft bedeutet. Das bringt Engels in einer Passage aus der Dialektik der Natur auf den Punkt:

„Wo einzelne Kapitalisten um des unmittelbaren Profits willen produzieren und austauschen, können in erster Linie nur die nächsten, unmittelbarsten Resultate in Betracht kommen. Die spanischen Pflanzler in Kuba, die die Wälder an den Abhängen niederbrannten und in der Asche Dünger genug für *eine* Generation höchst rentabler Kaffeebäume vorfanden – was lag ihnen daran, daß nachher die tropischen Regengüsse die nun schutzlose Dammerde herabschwemmen und nur nackten Fels hinterließen? *Gegenüber der Natur, wie der Gesellschaft, kommt bei der heutigen Produktion vorwiegend nur der erste, handgreiflichste Erfolg in Betracht*; und dann wundert man sich noch, daß die entfernteren Nachwirkungen der hierauf gerichteten Handlungen ganz andere, meist ganz entgegengesetzte sind [...]“¹⁸⁶

Von diesen entfernteren Nachwirkungen ist insbesondere die ökologische Nachhaltigkeit betroffen. Ein intertemporaler Schutz natürlicher Ressourcen ist aus Sicht des Kapitals nicht zu gewährleisten. Um also zu verhindern, dass das Kapital um der unmittelbaren Profite willen die Zukunft der gesellschaftlichen Produktion untergräbt, müssen sich ihm andere Kräfte in den Weg stellen. Dies

185 Siehe MEW 23., S. 529 f.

186 Siehe MEW 20, S. 455.

kann die Arbeiterklasse selbst sein, die sich, wie oben erwähnt, im Klassenkampf unter Umständen höhere Löhne erkämpfen kann oder eine Umweltbewegung, die Umweltstandards einfordert - oder es ist gleich der kapitalistische Staat, der intervenierend eingreifen kann und dessen Rolle deshalb nun erwähnt werden muss.

Die Rolle des Staates.

Der kapitalistische Staat, der von manchen Marxisten in einer deterministischen Anwendung des Basis-Überbau-Schemas als direkt vom Kapital abhängig gesehen wird, agiert tatsächlich, wie Michael Heinrich beschreibt, von einem neutralen Standpunkt aus. Durch gesetzliche Bestimmungen zum Arbeits- und Umweltschutz handelt er oft kurzfristig gegen die Interessen des Kapitals und verhindert so die augenscheinlichen negativen Folgen des Akkumulationsprozesses. Langfristig erhält er durch dieses Vorgehen die Bedingungen, die für eine Fortexistenz des Selbstverwertungsprozesses notwendig sind. Gerade durch seine Neutralität sichert er also die Interessen des Kapitals.¹⁸⁷ Dies fasst Engels im *Anti-Dühring* zusammen:

„Und der moderne Staat ist wieder nur die Organisation, welche sich die bürgerliche Gesellschaft gibt, um die allgemeinen äußern Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise aufrechtzuerhalten gegen Übergriffe, sowohl der Arbeiter wie der einzelnen Kapitalisten. Der moderne Staat, was auch seine Form, ist eine wesentlich kapitalistische Maschine, Staat der Kapitalisten, der ideelle Gesamtkapitalist.“¹⁸⁸

Durch die Intervention des Staates scheint die Krise der physischen Reproduktivität aber nun innerhalb des Kapitalismus überwindbar. Dennoch kann auch der demokratische Staat nur schwer alle Folgen der Akkumulation eindämmen, insbesondere wenn sie sich in weiter Zukunft befinden. Demokratische Politik priorisiert, ebenso wie das Kapital, unmittelbare Ergebnisse, bestenfalls innerhalb einer Legislaturperiode. Sie kann damit den Schwerpunkt nur auf die kurzfristigen und sichtbaren Folgen des kapitalistischen Raubbaus legen. Dort, wo die Nachwirkungen weiter entfernt oder weniger sichtbar sind, bleiben Interventionen gegen die Krise der Reproduktivität aus, weil sie entweder nicht absehbar sind oder die heutigen Interessen stärker gewichtet werden als die zukünftigen. Im anthropogenen Klimawandel wird dieses Problem schrittweise offenbar. Es ist nach der Analyse aus Kapitel 2.1 wie folgt begründet: Um die konkreten, sichtbaren Herausforderungen durch Armut, Arbeitslosigkeit oder soziale Verteilungskonflikte zu lösen, wird auf irenisches Wachstum, also spiralförmig erweiterte Reproduktion gesetzt. Das bedeutet aber, den Teufel mit dem Belzebub zu vertreiben und zwar in zweierlei Hinsicht: Es werden damit unbeabsichtigt die Grundlagen der Reproduktion untergraben. Außerdem sind, wie schon angedeutet, Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Ungleichheit eine Folge der kapitalistischen Akkumulation selbst, können also nicht durch genau diese Akkumulation beseitigt werden. Auf diesen Punkt wird nun im nächsten Kapitel näher eingegangen.

¹⁸⁷Vgl. Heinrich (2005), S. 202-213.

¹⁸⁸Vgl. MEW 20, S. 260.

4.2 Ungleichheit, Prekarisierung und Kommodifizierung

Die Selbstverwertung des Kapitals bleibt nicht ohne Wirkung auf die Gesellschaft selbst, das wurde schon im vorangegangenen Kapitel zum Akkumulationsprozess des Kapitals deutlich. Marx sieht zwei direkte gesellschaftliche Folgen der kapitalistischen Produktionsweise: Erstens die Steigerung der gesellschaftlichen Ungleichheit und die mit ihr einhergehende Entwicklung von gesellschaftlichen Antagonismen und zweitens die damit verknüpfte Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse für größere Bevölkerungsgruppen. Eine dritte Folge lässt sich indirekt aus der marxistischen Analyse ableiten: Die Ausweitung der kapitalistischen Produktion, durch die nach und nach immer größere Teile der gesellschaftlichen Arbeit unter die Selbstverwertung des Kapitals untergeordnet werden. Sprich: Die Kommodifizierung aller Lebensbereiche. Alle diese Entwicklungen wirken zentrifugal auf den gesellschaftlichen Frieden: Im Falle der Ungleichheit muss das nicht erklärt werden. Durch die Prekarisierung der Verhältnisse werden die Lebensumstände immer unsicherer, soziale Netze und Beziehungen verschwinden. Die fortschreitende Kommodifizierung führt außerdem dazu, dass die Wirkung der ersten beiden Folgen noch verstärkt wird.

Steigerung der gesellschaftlichen Ungleichheit

In der kapitalistischen Produktionsweise erscheint die gesellschaftliche Gesamtproduktion, wie Marx es beschreibt, als das Produkt eines gesellschaftlichen Gesamtarbeiters, wo jede einzelne Person nur einen kleinen Teil des Gesamtprodukts herstellt.¹⁸⁹ Daher braucht es einen Mechanismus, der das Ergebnis unter allen Beteiligten verteilt. Der kapitalistische Verteilungsmechanismus ist unmittelbar an die Produktionsverhältnisse geknüpft: Arbeiterinnen und Arbeiter erhalten den Wert der zu ihrer unmittelbaren Reproduktion notwendigen Lebensmittel in Form von Löhnen, den Mehrwert teilen sich Kapital- und Grundeigentümer in Form von Zinsen und Renten. Daraus resultiert eine steigende gesellschaftliche Ungleichheit, denn die gesellschaftliche Akkumulation findet nur unter der Bedingung statt, dass die Arbeit stetig ein Mehrprodukt schafft, das sich vom Kapital angeeignet, also akkumuliert wird, während die Löhne auf der Höhe der Reproduktionskosten bleiben.

Durch den Akkumulationsprozess steigt deshalb nach Marx die organische Zusammensetzung des Kapitals, also das Verhältnis vom Wert des konstanten zum Wert des variablen Kapitals. Das kann zwar auch eine sinkende Profitrate bedeuten, aber nur *relativ* zur Kapitalgröße. Die *absolute* Verteilung des Vermögens steckt in der organischen Zusammensetzung des Kapitals selbst. Das Verhältnis des Kapitalvermögens zu den Arbeitslöhnen steigt also stetig an, auch wenn die Zuwachsrate des Kapitals im Verhältnis zu seiner Größe rückgängig ist (d.h. die Profitrate sinkt). Aus diesem Grund drückt sich die gesellschaftliche Ungleichheit weniger im Verhältnis von Kapitaleinkommen zu Lohneinkommen aus, als in der Verteilung des gesellschaftlichen Vermögens

189Vgl. MEW 23, S. 541.

insgesamt. Dort geht die Tendenz dazu, wie oben beschrieben, dass irgendwann das gesamte gesellschaftliche Vermögen „in der Hand, sei es eines einzelnen Kapitalisten, sei es einer einzigen Kapitalgesellschaft“ liegt. Dieser drastische Fall bezeichnet zwar nur die Richtung, in die die Verteilung sich bewegt, in der Realität wirken diesem Prozess verschiedene Ursachen entgegen. Dennoch lässt sich die Tendenz empirisch beobachten, wie etwa aktuell in der umfassenden Studie von Thomas Piketty dargelegt.¹⁹⁰

Darüber hinaus kommt es auch innerhalb der Lohnarbeit zu einer ungleichen Verteilung: Weil die einzelnen Beiträge zum Gesamtprodukt unterschiedlich ausfallen und der von der Gesellschaft anerkannte Wert der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Moment enthält, ist die Höhe der individuellen Löhne von der Verhandlungsmacht der jeweiligen Berufsgruppe abhängig. Berufsgruppen, die ihre Arbeit als höherwertig geltend machen können, erhalten auch einen höheren Lohn, unabhängig vom eigentlichen gesellschaftlichen Wert. Dieser ist in der Folge gar nicht mehr objektiv feststellbar. Wie Marx erkennt, trifft dies vor allem auf Berufsgruppen mit höherer Bildung zu, deren Arbeit als komplizierter gilt als einfache Arbeit, obwohl der Unterschied „zum Teil auf bloßen Illusionen“¹⁹¹ beruht. In dem Maße, wie sich die Produktion internationalisiert, wird dies verstärkt eine globale Frage, worauf im Abschnitt zum Monopolkapitalismus noch näher eingegangen wird.

II.) Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen.

Neben wachsender Ungleichheit führt der Akkumulationsprozess des Kapitals überdies zu Arbeitslosigkeit, Verarmung der unteren Bevölkerungsschichten und allgemein prekären Lebensumständen. Im besten Fall kann durch Wachstum der Produktion eine niedrige Arbeitslosenrate stabilisiert werden. Eine industrielle Reservearmee bleibt aber immer erhalten. Durch Fortschritte in der Produktivität der Arbeit sind überdies immer größere Bevölkerungsgruppen davon bedroht, selbst arbeitslos zu werden – ihre Existenzbedingungen werden nach Marx prekär:

„Das Gesetz, wonach eine immer wachsende Masse von Produktionsmitteln, dank dem Fortschritt in der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit, mit einer progressiv abnehmenden Ausgabe von Menschenkraft in Bewegung gesetzt werden kann – dies Gesetz drückt sich auf kapitalistischer Grundlage, wo nicht der Arbeiter die Arbeitsmittel, sondern die Arbeitsmittel die Arbeiter anwenden, darin aus, daß, je höher die Produktivkraft der Arbeit, desto größer der Druck der Arbeiter auf ihre Beschäftigungsmittel, desto prekärer also ihre Existenzbedingung.“¹⁹²

Die Prekarität der Lebens- und Arbeitsverhältnisse äußert sich also quantitativ in sinkenden Löh-

¹⁹⁰Vgl. Piketty (2014). Die Aussagen von Piketty ist schlicht, dass das Kapitalvermögen mit einer höheren Rate wächst, als das Volkseinkommen, was in marxistischer Terminologie eine Folge der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals ist. Die daraus resultierende ungleiche Verteilung könnte damit verteidigt werden, dass der Wohlstand auf Dauer auch zu unteren Gesellschaftsschichten „durchsickern“ wird. Dem widerspricht die Marxsche Analyse: Die kapitalistische Produktion gesteht der untersten Gesellschaftsschicht immer nur soviel zu, als zum Erhalt ihrer Arbeitskraft notwendig ist. Ein Mehr ist nur im Klassenkampf zu erreichen.

¹⁹¹Vgl. MEW 23, S. 212, Fn. 18.

¹⁹²Vgl. ebd., S.674

nen und Beschäftigungszahlen. Sie äußert sich aber auch qualitativ, da ein Großteil der Bevölkerung sich ständig neuen Lebensbedingungen stellen muss. Dieser Umstand ist der kapitalistischen Produktionsweise innerlich. Durch die ständige Suche nach Steigerung der Mehrwertrate werden auch die Produktionsmethoden beständig verändert, durch den Wettbewerb gehen einzelne Betriebe unter, andere entstehen neu, einzelne Branchen schrumpfen, andere wachsen, kurz: Der Kapitalismus ist inhärent dynamisch, seine „technische Basis ist daher revolutionär, während die aller früheren Produktionsweisen wesentlich konservativ war.“¹⁹³ Marx:

„Durch Maschinerie, chemische Prozesse und andre Methoden wälzt sie beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftlichen Kombinationen des Arbeitsprozesses um. Sie revolutioniert damit ebenso beständig die Teilung der Arbeit im Innern der Gesellschaft und schleudert unaufhörlich Kapitalmassen und Arbeitermassen aus einem Produktionszweig in den andern. Die Natur der großen Industrie bedingt daher Wechsel der Arbeit, Fluß der Funktion, allseitige Beweglichkeit des Arbeiters. [...] Man hat gesehn, wie dieser absolute Widerspruch alle Ruhe, Festigkeit, Sicherheit der Lebenslage des Arbeiters aufhebt, ihm mit dem Arbeitsmittel beständig das Lebensmittel aus der Hand zu schlagen und mit seiner Teilfunktion ihn selbst überflüssig zu machen droht; [...].“¹⁹⁴

Im kommunistischen Manifest sah Marx diese Eigenschaft des Kapitalismus noch positiv,¹⁹⁵ im Kapital weicht diese positive Erwartung eher einer Ernüchterung. Allerdings muss die Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse nicht nur negativ sein. Sie birgt in sich, wie Marx es sieht, ein emanzipatorisches Potential. In ihr steckt auch die Möglichkeit „der Aufhebung der alten Teilung der Arbeit.“¹⁹⁶ Die Vielseitigkeit der Arbeiterinnen und Arbeiter ist bei Marx ein Element der kommunistischen Gesellschaft, wo es möglich wird „heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.“¹⁹⁷ Dazu ist es jedoch notwendig, die umfassende Qualifizierung gesellschaftlich einzubetten, „das Teilindividuum, den bloßen Träger einer gesellschaftlichen Detailfunktion, durch das total entwickelte Individuum, für welches verschiedene gesellschaftliche Funktionen einander ablösende Betätigungsweisen sind [...]“¹⁹⁸, abzulösen. So lange aber die Arbeitenden dem Arbeitsmittel untergeordnet sind, ist von der Arbeit auch keine emanzipatorische Wirkung zu erwarten und die Tendenz des Kapitalismus, alle Lebensverhältnisse prekär zu machen wirkt sich vor allem negativ aus.

III.) Kommodifizierung und Verteilung der Arbeit

Der Verwertungsdruck des Kapitals ist, wie zu sehen war, überdies darauf ausgerichtet, einen größtmöglichen Teil der verfügbaren Zeit der arbeitsfähigen Bevölkerung der Produktion des Mehr-

193Siehe MEW 23, S. 511.

194Vgl. ebd.

195In seinen Worten: „Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.“ Vgl. MEW 4, S. 465.

196Siehe MEW 23, S. 512.

197Vgl. MEW 3, S. 33.

198Siehe MEW 23, S. 512.

werts unterzuordnen. Da soziale Reproduktionsarbeit nur außerhalb der kapitalistischen Lohnarbeit stattfinden kann führt dies dazu, dass dafür nur noch wenig Zeit verfügbar ist und die soziale Reproduktion vernachlässigt wird. Um diesem Dilemma zu entgehen gibt es aus der kapitalistischen Logik heraus eine naheliegende Lösung: Auch die soziale und ökologische Reproduktion muss zur Ware werden, um sie in die gesellschaftliche Verteilung der Arbeit zu integrieren. Sie muss kommodifiziert werden. Dazu Marx:

„Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, daß die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen. Daß diese *Notwendigkeit der Verteilung* der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die *bestimmte Form* der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben, sondern nur *ihre Erscheinungsweise* ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich in historisch verschiedenen Zuständen ändern kann, ist nur die *Form*, worin jene Gesetze sich durchsetzen. Und die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als *Privataustausch* der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der *Tauschwert* dieser Produkte.“¹⁹⁹

Marx sieht also, dass die gesellschaftliche Reproduktion notwendigerweise einen bestimmten Arbeitsaufwand erforderlich macht, der unabhängig von der Produktionsweise erbracht werden muss. Im Kapitalismus kann diese Notwendigkeit seiner Ansicht nach aber nur über den Tauschwert vermittelt werden. Dieses Zur-Ware-Werden, die *Kommodifizierung der Reproduktion* hat dann eine doppelte Funktion: 1.) Reproduktionstätigkeiten können einen Preis erhalten und müssen dann im Produktionsprozess berücksichtigt werden, weil sie in die notwendigen Kosten der Arbeit eingehen und 2.) durch die Kommodifizierung weiterer Lebensbereiche wächst die gesellschaftliche Produktionsleistung nominell, also auf dem Papier. Dies wäre ein Beispiel für grünes Wachstum, das aber kein tatsächliches Wachstum bedeutet sondern lediglich die formelle Eingliederung ohnehin notwendiger reproduktiver Tätigkeiten in die wirtschaftliche Gesamtrechnung.

Beide Punkte bergen in sich die Tendenz, den kapitalistischen Akkumulationsprozess positiv zu wenden: Durch 1.) scheint die soziale Nachhaltigkeit des Prozesses wieder hergestellt, 2.) birgt die Möglichkeit durch Wachstum neue Arbeitsplätze zu schaffen, ohne die ökologische Nachhaltigkeit zu bedrohen, schlicht indem zuvor unbezahlte Tätigkeiten in bezahlte Tätigkeiten umgewandelt werden. Gleichzeitig aber verändert sich damit auch die Erscheinungsweise der Reproduktionsarbeit. Durch die Kommodifizierung reproduktiver Tätigkeiten werden diese der kapitalistischen Verwertungslogik unterworfen, es gelten damit für sie auch die Bedingungen der Warenproduktion. Das hat zwei Folgen: Die Reproduktionsarbeit findet dann nur dort statt, wo sie profitabel ist, wo sie Mehrwert für das Kapital schafft, also dort, wo ihr eine zahlungskräftige Nachfrage gegenüber steht. Der Zugang zu warenförmiger Sorgearbeit ist von der Verteilung des gesellschaftlichen

199Vgl. MEW 32, S. 552 f.

Wohlstandes abhängig. Soziale Reproduktion wird zum Luxusgut für die wohlhabenden Gesellschaftsschichten. Und schließlich: Der eigentliche Inhalt von Caregiving, „*a feeling of affection and responsibility combined with actions that provide responsively for an individual's personal needs or well-being, in face-to-face relationship*“, scheint durch warenförmig produzierte und auf Effizienz und Mehrwert ausgerichtete Dienstleistungen nur schwer vollständig zu ersetzen sein.

Wenn Marx sagt, dass die Proportionen, in denen die gesellschaftliche Arbeit verteilt wird, eine Notwendigkeit sind und keine Produktionsweise sie umgehen kann, dann bedeutet das nur: Keine Produktionsweise kann sie *ohne Konsequenzen* umgehen. Es widerspricht sich also nicht, wenn Marx gleichzeitig konstatiert, die kapitalistische Produktion untergrabe die Springquellen ihres Reichtums. Gerade weil die über den Tauschwert vermittelte Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit zu geringe Proportionen der gesellschaftlichen Arbeitskraft in die Reproduktion lenkt, führt sie in die Krise der Reproduktivität.

Abschließend für diesen Abschnitt lässt sich also feststellen: Eine irenische Wirkung des Akkumulationsprozesses ist nicht zu erwarten, weil er zu steigender Ungleichheit, Arbeitslosigkeit und Verarmung der unteren Bevölkerungsschichten führt und die Prekarisierung des Gemeinwesens auszuweiten droht. Im Gegenteil könnten er sich nochmals negativ auf die soziale Reproduktion auswirken. Folgen wir Wilkinson und Pickett, bedroht soziale Ungleichheit nicht nur den sozialen Frieden, sondern wirkt sich allgemein negativ auf die Gesundheit der Bevölkerung aus.²⁰⁰ Unter der Annahme, dass für *Caregiving* ein relativ beständiges Netz von sozialen Beziehungen notwendig ist, könnte sich die Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse außerdem negativ auf die Fähigkeit der Betroffenen auswirken, reproduktive Tätigkeiten auszuführen - schlicht weil durch die Umwälzungen der Lebensverhältnisse deren Beständigkeit nicht mehr gewährleistet ist. Die Wirkung des dritten Punkts auf die soziale Reproduktion ist ambivalent: Weil die soziale Reproduktion durch die kapitalistische Produktion gefährdet wird, sofern sie nicht Ware ist, besteht ein Druck, Reproduktionsleistungen in Waren umzuwandeln. Damit können sie zwar erbracht werden, unterstehen aber der kapitalistischen Verwertungslogik. Sie sind dann erstens ungleich verteilt und können zweitens nicht alle Aspekte des *Caregivings* abdecken. Es steht zu erwarten, dass die Kommodifizierung deshalb den wohlhabenden Bevölkerungsschichten zugute kommt, den armen Bevölkerungsschichten aber Nachteile bringt. All diese Wirkungen können nur dann verhindert werden, wenn der kapitalistische Staat aktiv umverteilend eingreift. Da die gesellschaftlichen Erträge, wie zu sehen war, vornehmlich in wachsenden Kapitalvermögen ausgedrückt sind, müssten diese als Quelle der Umverteilung dienen.²⁰¹

200Vgl. Wilkinson/Pickett (2010).

201Marx selbst hätte eine solche Umverteilung vermutlich abgelehnt, weil sie die tiefer liegenden Ursachen unangetastet lässt.

4.3 Monopolkapitalismus, Produktion von Surplus und Internationalisierung

Im Abschnitt über den tendenziellen Fall der Profitrate schreibt Marx: „[D]as Mittel - unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte - gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandenen Kapitals.“²⁰² Damit hatte Marx auf die Tendenz des Kapitals angespielt, durch unbedingte Entwicklung der Produktivkräfte in der Konkurrenz letztlich seine eigenen Profitmargen zu verkleinern und in Konflikt mit der Selbstverwertung des Werts zu geraten. Tatsächlich erschien eine solche Tendenz im Rahmen des englischen Hochkapitalismus denkbar. Folgen wir der Analyse der marxistischen Ökonomen Paul Baran und Paul Sweezy,²⁰³ hat sich der Kapitalismus aber aus dem Konkurrenzsystem, das für Marx' Zeiten charakteristisch war, in ein monopolistisches System mit spezifischen Eigenschaften gewandelt. Dass die stetige Akkumulation in eine Monopolisierung führen würde war Marx klar. Nicht aber, dass sich dadurch der beständige Widerspruch der Produktion in einer anderen Qualität entfalten würde. Da die Form der ökonomischen Kategorien gleich bleibt, ist der Unterschied vom Monopolkapitalismus zum Konkurrenzkapitalismus nur auf den zweiten Blick zu erkennen. Die grundlegenden Veränderungen sollen im Folgenden nachgezeichnet werden, da dies für eine Bewertung des Kapitalismus im 21. Jahrhundert unerlässlich ist. Es sind im Wesentlichen deren zwei: Einerseits entsteht in Folge der Monopolisierung ein ökonomischer Surplus - die Differenz zwischen sinkenden Kosten und steigenden Preisen - das irgendwie abgeschöpft werden muss. Dies geschieht etwa über Verschuldung oder die Aufblähung des unproduktiven Kapitals. Außerdem ist der Monopolkapitalismus durch eine wachsende Internationalisierung gekennzeichnet. Die Widersprüche des Kapitalismus verlagern sich deshalb global.

4.3.1 Wirkungen des Monopolkapitalismus: Produktion von Surplus

Die Tendenz zur Monopolisierung wurde von Marx selbst als eine Folge des kapitalistischen Akkumulationsprozesses gesehen und auch wohin dies führen kann hatte er beschrieben: Damit die realen Marktpreise den Werten entsprechen ist es notwendig, „daß kein natürliches oder künstliches Monopol eine der kontrahierenden Seiten dazu befähige, über den Wert zu verkaufen.“²⁰⁴ Wie Baran und Sweezy feststellen ist dieser Zustand im modernen Kapitalismus aber zum Normalfall geworden:

„Typisch für den heutigen Kapitalismus ist nicht mehr der kleine Betrieb, der einen geringen Bruchteil des Ausstoßes gleichartiger Produkte für einen anonymen Markt herstellt, sondern das Großunternehmen, das an der Erzeugung einer ganzen Industrie oder sogar mehrerer Industrien einen bedeutenden Anteil hat und in der Lage ist, seine Preise, den Umfang seiner Produktion sowie Art und Höhe der Investitionen zu bestimmen. Das typische Wirtschaftsunternehmen von heute besitzt also alle Eigenschaften, die einst nur den

202Vgl. MEW 25, S. 260.

203Siehe Baran/Sweezy (1973). Die monopolkapitalistische Analyse wurde in jüngerer Zeit von einem Kreis von um die Monthly Review gruppierten Wissenschaftlern aufgegriffen und weitergeführt, u.a. Paul Sweezy selbst bis zu seinem Tod, John Bellamy Foster, Fred Magdoff und Robert McChesney.

204Vgl. MEW 25, S. 187.

Monopolen zugesprochen wurde.“²⁰⁵

Der wesentliche Unterschied ist also, dass Unternehmen im Konkurrenzkapitalismus Preisnehmer sind, während Unternehmen im Monopolkapitalismus den Preis selbst setzen können.

Durch den neuen Unternehmenstypus entsteht nach Baran und Sweezy auch eine andere Art der Konkurrenz. Der typische Markt im Monopolkapitalismus besteht demnach aus einer überschaubaren Zahl oligopolistischer Unternehmen, deren Produkte mehr oder weniger austauschbar sind. Aufgrund der Existenz von Wettbewerbern kann das einzelne Unternehmen den Preis aber nicht beliebig steuern. Die Preisbildung geschieht vielmehr in einer stillen Übereinkunft der teilnehmenden Unternehmen. Da die *preisliche Konkurrenz*, die sich in einem wechselseitigen Unterbietungswettbewerb äußert, letztlich die Gewinne aller verringert, wird dieses Instrument tabuisiert. Steigen kann der Preis indes sehr wohl: Eines der Unternehmen übernimmt dabei die Preisführerschaft und schlägt durch eine Preiserhöhung einen neuen Preis vor. Ziehen die andern nach, steigt der Preis, tun sie das nicht, kehrt das Unternehmen zum ursprünglichen Preis zurück. Die Preisbildung der Branche nähert sich damit in einem schrittweisen, tastenden Verfahren dem neoklassischen Monopolpreis an, wobei der Gesamtgewinn der Branche maximiert wird.²⁰⁶

Dennoch funktioniert die monopolkapitalistische Wirtschaft nach Baran und Sweezy nicht, als ob sie sich aus lauter Monopolen zusammensetzt. Die Konkurrenz bleibt bestehen, sie zeigt sich nur in neuem Gewand. Nachdem die oligopolistischen Unternehmen es geschafft haben, den Gesamtgewinn der Branche über eine monopolistische Preisbildung zu maximieren, tobt der Kampf um die Verteilung dieses Gewinnes in einer *außerpreislichen Konkurrenz*. Um die Absatzmenge zu steigern werden in der Konsumgüterindustrie alle Möglichkeiten, von der Entwicklung neuer Produktreihen, über die Absatzförderung durch Werbung und Design, bis hin zur Abwerbung von Spitzenpersonal eingesetzt. In diesem Kampf um Marktanteile kommt es auf die wirtschaftliche Schlagkraft des Unternehmens an, die sich an dessen Produktivität misst. Die Unternehmen sind daher in einem ständigen Kampf um die Steigerung der Produktivität oder die *Senkung der Produktionskosten*. Dieser Prozess wird beschleunigt durch die Konkurrenz in der Produktionsgüterindustrie: Dort übersetzt sich der Kampf um Marktanteile überdies in den Druck, fortwährend produktivitätssteigernde Produkte zu entwickeln.²⁰⁷

Der Druck, den Kostpreis zu senken und die Produktivität zu steigern besteht also im Monopolkapitalismus unvermindert fort. Zentrale Elemente der marx'schen Analyse, wie die Methoden zur Produktion des absoluten und relativen Mehrwerts oder die Tendenz zur steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals bleiben damit unberührt. Der wesentliche Unterschied zwischen

205 Siehe Baran/Sweezy (1973), S.16. Anhand von statistischen Erhebungen zeigen Foster und McChesney, dass der Trend zur Monopolisierung ungebrochen ist. So kontrollieren etwa die 500 größten internationalen Konzerne 40 Prozent des weltweiten BIP. Vgl. Foster/McChesney (2012), S. 65-77.

206 Vgl. Baran/Sweezy (1973), S. 63-69.

207 Vgl. ebd., S. 73-77.

beiden Systemen besteht darin, dass das Gesetz der fallenden Profitrate durch ein *Gesetz des steigenden Surplus* ersetzt wird. Dieses Surplus entsteht, weil gleichzeitig die Kosten tendenziell sinken und die Preise tendenziell steigen: Die Differenz zwischen Produktionskosten und realisierten Preisen wird stetig größer. Ein ökonomisches Surplus ist aber nicht mit den realisierten Nettoprofiten der Unternehmen gleichzusetzen. Unter Surplus verstehen Baran und Sweezy vielmehr die Differenz zwischen dem gesellschaftlichen Gesamtoutput und den notwendigen Kosten der Produktion.²⁰⁸ Damit ist die Definition des Surplus an den marx'schen Begriff des Mehrwerts angelehnt.

Dass das ökonomische Surplus sich nicht in den Profiten der Unternehmen niederschlagen muss, hat seinen Grund Baran und Sweezy zufolge in einem grundsätzlichen Dilemma der Surplusproduktion. Bei sinkenden Kosten und damit sinkendem Lohnanteil, steht den steigenden Preisen eine tendenziell sinkende Massenkaufkraft gegenüber. Es entsteht ein Realisierungsproblem: Nur realisierter Mehrwert ist tatsächlich Mehrwert. Entsprechend muss auch das Surplus irgendwie realisiert, d.h. die Waren verkauft werden. Es müssen Wege zur *Absorption des Surplus* gefunden werden. Nach Baran und Sweezy stehen dafür drei zur Wahl: Es kann *konsumiert, investiert* oder *verschwendet* werden.²⁰⁹ Gelingt dies nicht, kommt es zu einer *Realisierungskrise*, die aus dem Widerspruch zwischen zu hoher Produktivität und zu geringer Konsumtion entsteht.²¹⁰ Eine systemimmanente Absorption durch privaten Konsum und Investitionen ist jedoch aufgrund der dem System inhärenten Entwicklungslogik unwahrscheinlich: Da mit der fortschreitenden Akkumulation ein tendenziell sinkender Lohnanteil verbunden ist, der vom kapitalistischen Konsum nur schwer ausgeglichen werden kann, fällt die private Nachfrage als Lösung aus. Deshalb müssten Investitionen die Lücke füllen. Durch steigende Investitionen entsteht jedoch ein Kreislauf aus steigender Produktivität und relativ sinkender Endnachfrage, der das Surplus nur noch vergrößert.²¹¹ In der Folge entsteht eine dauerhafte *Überkapazität* des produktiven Sektors, die mit unbeschäftigten Produktionsfaktoren, also Arbeitslosigkeit einhergeht: Die Volkswirtschaft tendiert zu chronischer Depression.²¹²

4.3.2 Wirkungen des Monopolkapitalismus: Notwendigkeit der Absorption des Surplus

Der Zustand der Depression kann nach Baran und Sweezy zeitweilig durch epochale Erfindungen oder Kriege und die damit einhergehenden Umwälzungen ausgesetzt werden, was in der Vergangenheit auch wiederholt und für längere Phasen geschah.²¹³ Dadurch wird empirisch nicht sichtbar,

208 Siehe Baran/Sweezy (1973), S. 80 f.

209 Vgl. ebd., S. 83.

210 Nach Sweezy sind Überproduktions- und Unterkonsumtionskrisen zwei Seiten der selben Medaille wobei sich Krisen der Überproduktion zuerst im Konsumgütersektor äußern, Krisen der Unterkonsumtion zuerst im Produktionsmittelsektor. Vgl. Sweezy (1958), S. 143 f.

211 Vgl. Baran/Sweezy (1973), S. 83-109.

212 Vgl. Baran/Sweezy (1973), S. 109.

213 Siehe ebd., S. 212-217. Zu den epochalen Erfindungen zählen demnach die Dampfmaschine, die Eisenbahn und das Automobil, da in ihrer Folge die komplette Struktur der Wirtschaft umgewälzt wurde.

dass der Normalzustand die irgendwann wieder eintretende Depression ist. Um dem zu entgehen, müssen Mittel und Wege gefunden werden, Nachfrage zu stimulieren und zu schaffen.²¹⁴ Dazu gibt es unterschiedliche Möglichkeiten, die sich allesamt grundlegend auf die *Beschaffenheit* von wirtschaftlicher Produktion und Output auswirken: a) Die Verkaufsförderung und Ausweitung des unproduktiven Sektors, also der Zirkulationskosten, b) die Ausweitung der staatlichen Nachfrage und c) die Stimulierung der privaten Nachfrage durch Finanzialisierung und private Verschuldung. Alle drei sollen nun kurz vorgestellt werden.

a) *Der Sales-Effort - Verkaufsanstrengungen.*

Die Ausweitung der Zirkulationskosten zur Abschöpfung des wirtschaftlichen Surplus ergibt sich direkt aus dem Übergang von der preislichen in die außerpreisliche Konkurrenz und wirkt sich aus, indem sie Nachfrage gleichermaßen *schafft*, *stimuliert* und *erhält*. Durch den Kampf um Marktanteile in der außerpreislichen Konkurrenz entstehen eine Vielzahl neuer Arbeitsplätze und Unternehmen in den Bereichen Werbung, Produktdesign, Forschung und Entwicklung, Unternehmensrecht, Lobbyismus oder Public Relations. Dadurch wird, über die in diesen Branchen ausgezahlten Löhne und Kapitalerträge, private Nachfrage nach Konsumtionsgütern *geschaffen*.²¹⁵ Zugleich wird, insbesondere über die Werbeindustrie und das Design, die Nachfrage nach Konsumgütern *stimuliert*, indem diese als besonders wünschenswert dargestellt werden, was in einen „unnachgiebigen Krieg gegen das Sparen und für den Konsum“²¹⁶ mündet. Darüber hinaus wird über die Verkaufsanstrengungen die Nachfrage *erhalten*: Es wird versucht, den Verfall der Produkte zu beschleunigen, sei es über die Einführung neuer Produktlinien oder über geplante Obsoleszenz.²¹⁷ In der Folge durchdringen Tätigkeiten, die allein der Verkaufsförderung dienen, die eigentliche Produktion in so großem Maße - sie werden mithin, wie im Beispiel des Produktdesigns, in die eigentlichen Produktionsabläufe integriert - dass gesellschaftlich notwendige Produktionskosten und Kosten, die durch Verkaufsanstrengungen entstehen, nicht mehr trennbar sind. Ob die Entwicklung eines neuen Produkts eine qualitative Innovation darstellt oder nur dem Zweck dient, ein altes Produkt abzuwerten, lässt sich nicht mehr bestimmen. Produktive und unproduktive Arbeit ist nicht mehr zu unterscheiden,²¹⁸ was in Kapitel 4.4 weiter untersucht wird. Hier gilt zunächst, was an früherer Stelle schon gesagt wurde: Mit Blick auf die Reproduktion liegt es nahe, die gesellschaftlichen Energien in reproduktive Tätigkeiten, statt in „unproduktive“ Verkaufsanstrengungen zu leiten. Hier wird die unausweichliche Normativität des Effizienzbegriffs der konventionellen ökonomischen Theorie sichtbar: Die kapitalistische Produktion erscheint unter diesem Blickwinkel deutlich weniger effizient.

214Vgl. Baran Sweezy (1973), S.112 f.

215Siehe ebd., S. 114 f., S. 127 f.

216Vgl. ebd., S. 128.

217Vgl. ebd., S. 129-132.

218Vgl. ebd., S. 132-138.

b) Staatskonsum

Neben der Vergrößerung des nicht-produktiven Sektors kann auch der Staat als Akteur einen Teil des Surplus abschöpfen. Im allgemeinen Fall wird er dieses durch Steuern einziehen und indirekt in Form von Transferzahlungen oder direkt über den Kauf von Gütern und Dienstleistungen in Nachfrage umwandeln. Staatliche Ausgaben lassen sich jedoch, wie Baran und Sweezy feststellen, nicht beliebig steigern. In gesellschaftlich sinnvollen Bereichen wie Bildung und Soziales läuft die staatliche Absorption des Surplus auf eine Umverteilung hinaus und wird ab einem gewissen Punkt den Widerstand von einflussreichen Interessengruppen hervorrufen. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn die staatliche Bereitstellung von Gütern tatsächlich oder potentiell mit einer privaten Bereitstellung konkurriert, etwa im Bereich von sozialem Wohnungsbau oder öffentlicher Gesundheitsvorsorge.²¹⁹ Aus diesem Grund nehmen Positionen, die nicht mit den Interessen der Privatwirtschaft konkurrieren oder diese sogar befördern, wie Ausgaben für Verkehrsinfrastruktur und Militär, trotz möglicherweise geringerem sozialen Nutzen, eine bedeutende Stellung für die staatliche Absorption des Surplus ein.²²⁰ In welchem Maße dieses Ungleichgewicht zutrifft hängt selbstverständlich vom Grad des Einflusses wirtschaftlicher Interessengruppen ab. Für die USA zeichnen Baran und Sweezy dahingehend ein düsteres Bild, das dem einer Finanzoligarchie nahekommt.²²¹ Um die wirtschaftliche Depression abzuwenden, die aus dem steigenden Surplus resultiert, sind Staaten nach dieser Analyse mehr und mehr gezwungen, schuldenfinanzierte Konjunkturprogramme aufzulegen - Die Akkumulation im Monopolkapitalismus führt dann geradewegs in die staatliche Verschuldung. Dies wird im Abschnitt zur Internationalisierung nochmals verdeutlicht werden.

c) Finanzialisierung und Verschuldung

Neben den von Baran und Sweezy in den 1960er Jahren identifizierten Kanälen zur Absorption des Surplus hat sich in den vergangenen Jahrzehnten eine weitere Möglichkeit entwickelt, die Depression zu umgehen. Sie ergibt sich aus der Finanzialisierung des Akkumulationsprozesses und der damit einhergehenden privaten und staatliche Verschuldung. Diese in Anlehnung an die Great Transformation „Great Financialization“ betitelte Entwicklung umfasst nach Foster und McChesney unter anderem einen steigenden Anteil finanzieller Profite an den Gesamtprofiten, eine steigende Verschuldung relativ zum BIP, steigende Bedeutung von FIRE (Finance, Insurance and Real-Estate), die vermehrte Verbreitung undurchsichtiger Finanzmarktinstrumente und eine verstärkte finanzielle Blasenbildung.²²² Der Prozess der Surplusabsorption durch Finanzialisierung beginnt, da das akkumulierte Kapital mangels produktiver Anlagemöglichkeiten in spekulative Anlagen drängt. Über spezielle Finanzprodukte gelangt das Kapital schließlich als billige Kredite an private oder

219Siehe Baran Sweezy (1973), S. 162-166.

220Vgl. ebd., S. 171-210.

221Siehe ebd., S. 153 – 157.

222Vgl. Foster/McChesney (2012), S. 49 f.

staatliche Schuldner, die es in Konsumnachfrage übersetzen. Genau dieser Prozess hat demnach auch zur Subprime-Krise geführt. Empirisch findet die Finanzialisierung ihren Ausdruck in der steigenden privaten und staatlichen Verschuldung, die sich etwa in den USA vom Beginn der Finanzialisierung bis zum Ausbruch der Finanzkrise 2007 mehr als verdoppelt hat.²²³ Eine nachhaltige Lösung des Problems stellt die schuldenfinanzierte Absorption nicht dar.

4.3.3 Wirkungen des Monopolkapitalismus: Internationalisierung

Die von der Surplusabsorption bedingte Veränderung der Produktions- und Gesellschaftsstruktur wirkt sich außerdem in einer weiteren Hinsicht aus: Die Produktion wird zunehmend global und deren Folgen damit geographisch verlagert und verschärft, die staatliche und private Fähigkeit zur Krisenintervention hingegen verringert.

Wie von Baran und Sweezy hervorgehoben, ist der internationale Kapitalismus ein System das sich in vor- und nachgeordnete Zentren und eine Peripherie gliedert. Der systemische Ausbeutungsdruck, der aus den Zwangsgesetzen der Konkurrenz hervorgeht, wird dabei sukzessive von den oberen auf die unteren Schichten weitergeleitet. Dabei kommt es zu einer internationalen Expansion der Großkonzerne, die in den weniger entwickelten Märkten der Peripherie billigere Produktionsbedingungen finden.²²⁴ Die damit fortschreitende Internationalisierung und Finanzialisierung hat den Kapitalismus nach Foster und McChesney in den vergangenen Jahrzehnten in einen globalen Finanzmonopolkapitalismus verwandelt, der von einem System transnationaler Konzerne, strategischer Allianzen und den von ihnen abhängigen Zulieferern dominiert wird.²²⁵

Durch diese Internationalisierung ist die Krise der Reproduktivität zunehmend geografisch verlagert, die internationale Ungleichheit nimmt zu: Während das Surplus in die Heimatländer der transnationalen Konzerne abgeführt wird, verbleibt in den Ländern der Peripherie nur ein kleiner Teil der Wertschöpfung und während in den Ländern des Zentrums die angenehmeren Tätigkeiten des „kapitalistischen Gesamtarbeiters“ ausgeführt werden, kommt es in den Ländern der Peripherie aufgrund des globalen Standortwettbewerbs zu steigendem Ausbeutungsdruck auf die Produktionsfaktoren.²²⁶ So kommen etwa die Arbeitskosten in der Herstellung eines PUMA Sportschuhs, der für 70 Dollar verkauft wird, mit 1,16 Dollar nur auf einen Bruchteil des Preises. Der Bruttoprofit des Herstellers beträgt mit 34,09 Dollar annähernd 50 Prozent, der für die internationale Fabrikproduktion typische Stundenlohn beläuft sich dabei auf 0,31 Dollar.²²⁷ Dass in diesem Lohn nur die allernotwendigsten Kosten der Reproduktion von Arbeiterinnen und Arbeitern enthalten sein können, sollte keiner näheren Erläuterung bedürfen. Ein trauriges Zeugnis dessen sind die Selbstmorde junger chinesischer Fabrikarbeiter.²²⁸ Aufgrund der Internationalisierung des Monopol-

223 Siehe Foster/McChesney (2012), S. 59 f.

224 Vgl. Baran/Sweezy (1973), S. 175 f., S. 186-192.

225 Siehe Foster/McChesney (2012), S. 103-121.

226 Ebd., S. 137-143.

227 Vgl. Foster/McChesney (2012), S. 173.

228 Siehe ebd.

kapitalismus treten diese sozialen Folgen der Krise allerdings nicht in denjenigen Ländern ein, in denen sie verursacht werden. Lohnkämpfe sind somit vor größere Hindernisse gestellt. Überdies werden staatliche Interventionen von der Internationalisierung des Monopolkapitalismus massiv erschwert, da der globale Standortwettbewerb auch die staatliche Regulierung in den Herstellungsländern den Zwangsgesetzen der Konkurrenz unterwirft. Die Springquellen des kapitalistischen Reichtums liegen nun auf den globalen Werkbänken wie in China und eben dort werden sie untergraben, ohne dass die fortgeschrittenen Ökonomien wesentlich davon betroffen wären.

Gleichzeitig wird durch den Prozess der staatlichen Surplusabsorption ein nachhaltiger Staatshaushalt verhindert. Da das transnationale Kapital niedrige Steuern durchsetzen kann, muss die Absorption des Surplus immer stärker durch staatliche Schulden finanziert werden. Ein nachhaltiger Staatshaushalt widerspricht daher der Logik der Akkumulation. Vereinfacht stellt sich das wie folgt dar: Der Akkumulationsprozess führt in die Monopolisierung und Internationalisierung des Systems. Dies führt zur Depression. Um die Depression aufzuhalten, müssen die Staaten Ausgaben tätigen. Aufgrund der Macht, die dem Kapital aus den Prozessen der Monopolisierung und Internationalisierung erwächst, können diese Ausgaben jedoch nicht über Steuern auf das Kapital, sondern nur über Schulden getätigt werden. Der Akkumulationsprozess des Kapitals führt damit tendenziell nicht zu ausgeglichenen, sondern zu unausgeglichenen Staatshaushalten.

Indem im Monopolkapitalismus das Gesetz der sinkenden Profitrate durch das Gesetz des steigenden Surplus ersetzt wird, ist die marx'sche Feststellung von der historischen Tendenz des Kapitalismus also nicht entkräftet sondern eher verstärkt. Wie Marx es beschreibt:

„Die *wahre Schranke* der kapitalistischen Produktion ist *das Kapital selbst*, ist dies: daß das Kapital und seine Selbstverwertung als Motiv und Zweck der Produktion erscheint; daß die Produktion nur Produktion für *das Kapital* ist und nicht umgekehrt die Produktionsmittel bloße Mittel für ein stets sich erweiternde Gestaltung des Lebensprozesses der *Gesellschaft* der Produzenten sind. [...] Das Mittel – unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte – gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandenen Kapitals. Wenn daher die kapitalistische Produktionsweise ein historisches Mittel ist, um die materielle Produktivkraft zu entwickeln und den ihr entsprechenden Weltmarkt zu schaffen, ist sie zugleich der beständige Widerspruch zwischen dieser ihrer historischen Aufgabe und den ihr entsprechenden gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen.“²²⁹

Tatsächlich wird die Steigerung der materiellen Produktivkraft und die Herstellung des Weltmarktes im Monopolkapitalismus in eindrucklicher Weise vollzogen. Allerdings nimmt der Widerspruch dessen mit den Produktionsverhältnissen, also mit der ungleichen Verteilung des Wohlstandes aufgrund der Eigentumsverhältnisse, im Monopolkapitalismus eine besondere Form an. Der Lebensprozess der Gesellschaft der Produzenten wird der Selbstverwertung des Kapitals nicht nur insofern unterworfen, als die eigentlichen Produzenten an den internationalen Werkbänken des Kapitals sprichwörtlich auf ihren minimalen Wert als Arbeitskraft reduziert werden. Vielmehr wird

²²⁹Vgl. MEW 25, S. 260.

auch der materielle Inhalt der Konsumtion von der Nachfragesteuerung der monopolistischen Unternehmen beeinflusst. Diesem Aspekt widmet sich der nächste Abschnitt.

4.4 Produktion von Bedürfnissen statt Produktion für den Bedarf

In vorangegangenen Abschnitt wurden die Verkaufsanstrengungen der Unternehmen im Monopolkapitalismus als ein Aspekt der Absorption von Surplus geschildert. Diese versuchte Nachfragesteuerung hat auch Auswirkungen auf die Krise der Reproduktivität: Weil die Verkaufsanstrengungen die Angebotspalette und die Bedürfnisstruktur der Gesellschaft beeinflussen, sind sie hinsichtlich der Reproduktivität nicht neutral. Wie genau der Zusammenhang zwischen der monopolistischen Nachfragesteuerung und der sozial-ökologischen Krise ist, soll nun aus der marxistischen Analyse abgeleitet werden. Dennoch muss an dieser Stelle Vorsicht das Gebot sein. Ein Urteil über die Bedürfnisstruktur der Gesellschaft sollte nicht vorschnell gefällt werden, wenn überhaupt. Wie Herbert Marcuse bemerkt, „[i]n letzter Instanz muß die Frage, was wahre und was falsche Bedürfnisse sind, von den Individuen selbst beantwortet werden [...]. Deshalb kann sich auch kein Tribunal legitimerweise das Recht anmaßen, darüber zu befinden, welche Bedürfnisse entwickelt oder befriedigt werden sollten.“ Denn: „Die Menschen erkennen sich in ihren Waren wieder; sie finden ihre Seele in ihrem Auto, ihrem Hi-Fi-Empfänger, ihrem Küchengerät.“²³⁰

Es kann und soll deshalb an dieser Stelle keine Bewertung bestimmter Bedürfnisse stattfinden. Es kann aber gezeigt werden, dass die Struktur der Bedürfnisse im Kapitalismus eben kapitalistisch beeinflusst ist und auch anders aussehen könnte. Die Nachfragesteuerung der monopolistischen Unternehmen zielt ja gerade darauf, die Bedürfnisstruktur der Gesellschaft kapitalistischen Zwecken anzupassen, der Selbstverwertung des Werts, nicht der Reproduktion. Das äußert sich auf zweierlei Art nachteilig: In der Peripherie werden die Arbeiter als Produktionsmittel konsumiert um das Surplus zu erzielen. Ihre Bedürfnisse werden wenig beeinflusst, aber auch nur soweit befriedigt, als ihr Überleben als Arbeitskraft sichergestellt ist - oder nicht einmal das. Im Zentrum ist es für die Selbstverwertung des Kapitals notwendig, dass das Surplus der Produktion fortwährend absorbiert wird. Dort werden Waren und Bedürfnisse der Gesellschaft dahingehend zu beeinflussen versucht, dass sie nicht abschließend befriedigt werden können, weil ansonsten der Produktionsprozess zum Erliegen kommen würde. Um das zu zeigen, wird an dieser Stelle neben der Theorie des Monopolkapitals die Theorie der Warenästhetik von Wolfgang Fritz Haug²³¹ herangezogen, die die marx'sche Analyse weiterführt. Es wird dann schließlich doch ein Urteil über die Bedürfnisse zu fällen sein, sofern sie kapitalistisch beeinflusst sind: Und zwar dass sie heteronom bestimmt sind und sich negativ auf die Reproduktivität auswirken, weil das Kapital die Bedürfnisse eben dem Zweck der Steigerung des Mehrwertes unterordnet. Wie das bedingt ist, soll nun zuerst für den Fall der Peripherie, dann für das kapitalistische Zentrum gezeigt werden.

²³⁰Vgl. Marcuse (1967), S. 26-29.

²³¹Vgl. Haug (2009).

Wie Marx bemerkt, nützt der Kauf der Arbeitskraft dem Kapital in doppeltem Sinne: Nicht nur wird damit das Kapital vermehrt, sondern durch die Reproduktion der Arbeiterklasse, die aus dem Kaufpreis finanziert wird und die diese im eigenen Interesse vollzieht, wird auch die Arbeitskraft als Produktionsmittel erhalten.²³² Die Bedürfnisse der Arbeiterklasse, sich selbst zu reproduzieren nutzen also der Selbstverwertung des Kapitals insofern, als sie die Arbeitskraft als Produktionsmittel benötigt. Um sie als solches zu erhalten, werden ihre Bedürfnisse erfüllt. Marx bezieht sich dabei auf den kapitalistischen Gesamtprozess. Dieser stellt sich im globalisierten Kapitalismus des 21. Jahrhunderts aber in neuer Form dar. Durch eine schier unerschöpfliche internationale Reservearmee und die Möglichkeit der weltweiten Arbeits- und Verantwortungsarbitrage ist das Kapital für sein Verwertungsinteresse nicht darauf angewiesen, die Reproduktion der einzelnen Arbeiterinnen und Arbeiter in ihren Fabriken sicherzustellen, denn es gibt ausreichend Ausweichmöglichkeiten. Ein globaler Staat als ideeller Gesamtkapitalist existiert nicht. Die Reproduktion der Arbeiterklasse in der Peripherie ist dem Kapital daher weder von großem Nutzen noch ist sie gesetzlich durchsetzbar. Entsprechend notdürftig werden ihre Bedürfnisse erfüllt.²³³ „Die Verhandlungsmacht des Arbeiters gegenüber dem Unternehmer ist“, wie es John Galbraith formuliert, „genau die gleiche wie die der Kühe gegenüber dem Molkereibesitzer.“²³⁴ Die Arbeiter in der kapitalistischen Peripherie bekommen genau dann mehr Futter, wenn dieses Mehr an Futter sich in einem Mehr an Profit niederschlägt. Da dies nur selten der Fall ist, wird, wie in Abschnitt 4.1 geschildert, „die gesteigerte Produktivkraft und größere Flüssigmachung der Arbeit erkaufte durch Verwüstung und Versiechung der Arbeitskraft selbst.“

Anders gestaltet sich der Prozess in den Metropolen des kapitalistischen Zentrums. Wie erwähnt, ist der Inhalt der Reproduktionsgüter der Arbeiterklasse durch ein „historisches und moralisches Moment“ beeinflusst. Das heißt, in der Folge von Verteilungskämpfen kann der Teil des Arbeitsprodukts, der den Arbeiterinnen und Arbeitern zugestanden wird, steigen. In den Ländern des Zentrums ist das offensichtlich geschehen. Nach der Analyse von Baran und Sweezy erfolgte das aber nicht nur aus einer günstigen politischen Position der Arbeiterklasse heraus, sondern weil es ein notwendiges Erfordernis für den Selbstverwertungsprozess des Kapitals darstellt: Die westlichen Industriegesellschaften müssen durch ihren Konsum das weltweite erwirtschaftete Surplus absorbieren und als 'Consumer of Last Resort' irgendwie die produzierten Waren des Monopolkapitals aufnehmen. Die Mechanismen zur Absorption des Surplus wurden im vorangegangenen Kapitel geschildert, an dieser Stelle soll nun ein weiterer Aspekt daran beleuchtet werden: Insbe-

²³²Siehe MEW 23, S. 597.

²³³Vgl. Foster/McChesney (2012) S. 137-151. Auf Basis von ILO Statistiken schätzen Foster und McChesney die globale industrielle Reservearmee auf bis zu drei Milliarden Menschen, denen 1,4 Mrd. kapitalistisch Beschäftigte gegenüber stehen. Um diese Reservearmee freizusetzen müsste weltweit von Subsistenzwirtschaft auf industrielle Landwirtschaft umgestiegen werden. Dennoch zeigt sie das globale Arbeitskräftepotential in seiner Größenordnung. Die Folgen bezeichnen Foster und McChesney als „superexploitation“

²³⁴Vgl. Galbraith (1959), S. 79.

sondere wenn die Absorption über Schulden finanziert werden soll, muss es Mechanismen geben, die die Konsumnachfrage aufrechterhalten, *egal wie groß der erreichte Wohlstand ist*. Das ist keine Selbstverständlichkeit und geschieht über drastische Änderungen in der Qualität und Zusammensetzung der produzierten Güter und dem gleichzeitigen Versuch, die Bedürfnisse der Konsumenten auf diese Güter auszurichten.

Die Möglichkeit, die Konsumnachfrage zu erhalten, entspringt nach Wolfgang Fritz Haug aus dem Doppelcharakter der Ware. Vom Tauschwertstandpunkt aus, also aus Sicht des Verkäufers oder Produzenten, ist der Gebrauchswert der Ware nur ein Mittel zum Zweck, die Ware zu verkaufen und damit zu *verwerten*. Davon „nimmt eine Tendenz ihren Ausgang, die den Warenkörper, seine Gebrauchsgestalt, in immer neue Veränderungen treibt. Hinfort wird bei aller Warenproduktion ein Doppeltes produziert: erstens der Gebrauchswert, zweitens und extra, die Erscheinung des Gebrauchswertes.“²³⁵ Von der Seite des Produzenten, vom *Tauschwertstandpunkt* aus, ist es wesentlich, nicht einen Gebrauchswert zu produzieren, sondern ein *Gebrauchswertversprechen*. Der Kauf kommt eben genau dann zustande, wenn sich die Kaufenden davon einen Gebrauchswert versprechen, unabhängig davon, ob dieses Versprechen gehalten wird. „Schein wird für den Vollzug des Kaufakts so wichtig - und faktisch wichtiger - als Sein.“²³⁶ Wichtig ist nicht, dass die Ware einen Gebrauchswert hat, sondern dass sie als solcher erscheint. Um diesen Schein zu erwecken bedienen sich die Produzenten nach Haug bestimmter Mittel - der ästhetischen Monopolisierung, Innovation und Abstraktion:

- *Ästhetische Monopolisierung*, bedeutet die Differenzierung eigentlich gleichwertiger Gebrauchswerte etwa durch Markenbildung. Schuhe von Adidas und Puma beispielsweise haben beide den gleichen Gebrauchswert, ihr Schein verspricht jedoch fortan qualitativ unterschiedliche Gebrauchswerte.²³⁷
- *Ästhetische Innovation* bezeichnet die gezielte Veraltung von in Gebrauch befindlichen Gebrauchswerten, also geplante Obsoleszenz und künstliche Produktvergreisung. Dazu dienen Instrumente wie die Mode, die Einführung von neuen Produktlinien als auch künstlich eingebaute Verfallsdaten in technische Produkte. Ästhetische Innovation bedeutet also nicht etwas positives, sondern eine gezielte Verschlechterung der Haltbarkeit und Qualität.²³⁸
- *Ästhetische Abstraktion* bezeichnet die künstliche Verknüpfung von Gebrauchswerten mit außer ihnen liegenden Bedürfnissen. Über den Spiegel der Reklame „werden den Menschen fortwährend unbefriedigte Seiten ihres Wesens aufgeschlagen“. Der Schein der

235Vgl. Haug (2009), S. 29.

236Ebd.

237Siehe ebd., S. 40-55.

238Vgl. ebd., S. 64-71.

Ware wird in Oberfläche und Design dann darauf ausgerichtet, diese Seiten zu befriedigen.²³⁹

Allen diesen Techniken ist es gemein, dass sie, um die Nachfrage aufrecht zu erhalten, stetig neuen Bedarf schaffen und diesen Bedarf gezielt immer nur unzureichend erfüllen. Haug stellt dazu fest:

„Es ist das Ideal der Warenästhetik, das gerade noch durchgehende Maß an Gebrauchswert zu liefern, verbunden, umhüllt und inszeniert mit einem Maximum an reizendem Schein, der per Einfühlung ins Wünschen und Sehnen der Menschen möglichst zwingend sein soll.“²⁴⁰

Dieses Charakteristikum der Warenproduktion im Monopolkapitalismus ist mit Blick auf die Reproduktivität besonders fatal: *Während einerseits für die Herstellung der Waren die Springquellen des Reichtums untergraben werden, wird ein großer Teil der Herstellungskosten für die Produktion von Schein verschwendet.* So spitzt die monopolistische Variante des Kapitalismus die Widersprüchlichkeit des Systems noch weiter zu. *Die kapitalistische Produktion ist nach ihrer eigenen Logik nicht auf die Stillung des Bedarfs ausgerichtet, sondern auf den Erhalt des Bedarfs.* Die Bedürfnisstruktur der Gesellschaft ist dann im Sinne Marcuses „falsch“, weil sie von außen auferlegt ist und die Unterwerfung der gesellschaftlichen Arbeit unter den Zweck der Selbstverwertung des Kapitals verewigt:

„Solche Bedürfnisse haben einen gesellschaftlichen Inhalt und eine gesellschaftliche Funktion, die durch äußere Mächte determiniert sind, über die das Individuum keine Kontrolle hat; die Entwicklung und Befriedigung dieser Bedürfnisse sind heteronom. Ganz gleich, wie sehr solche Bedürfnisse zu denen des Individuums selbst geworden sind und durch seine Existenzbedingungen reproduziert und befestigt werden; ganz gleich, wie sehr es sich mit ihnen identifiziert und sich in ihrer Befriedigung wiederfindet, sie bleiben, was sie seit Anbeginn waren - Produkte einer Gesellschaft, deren herrschendes Interesse Unterdrückung erheischt.“²⁴¹

Dann stellt sich aber die Frage, warum die Menschen im Monopolkapitalismus sich gegen die Widersprüche der Produktionsweise, wenn überhaupt, nur verhalten zur Wehr setzen. Das soll im nächsten Kapitel untersucht werden.

4.5 Verdinglichung und rationale Irrationalität der Verhältnisse.

4.5.1 Fetischisierung und Verdinglichung

Die negativen Folgen, die aus einer tauschwertbasierten Vergesellschaftung hervorgehen und in den vorhergehenden Abschnitten geschildert wurden, könnten zu grundlegendem Widerstand der benachteiligten Bevölkerung führen - zum Klassenkampf. Dieser müsste aus Marx' Sicht schließlich auf eine kommunistische Revolution hinauslaufen, auf „den gewaltsamen Umsturz aller

239 Siehe Haug (2009), S. 78-83, Zitat auf S. 82.

240 Vgl. ebd.

241 Vgl. Marcuse (1967), S. 25.

bisherigen Gesellschaftsordnung.“²⁴² Widerstand kann jedoch nur aus einer Bewusstwerdung der Widersprüchlichkeiten der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehen. Eine solche Bewusstwerdung nun ist nach Marx im Kapitalismus entscheidend erschwert. Diesen Umstand führt Marx auf die *Fetischisierung* und schließlich die *Verdinglichung* der kapitalistischen Produktion zurück: Die Formen, in denen der kapitalistische Produktionsprozess sichtbar wird, besitzen eine Gestalt, die ihr eigentliches Wesen verschleiert.²⁴³ Darüber wird auch verschleiert, dass die Verhältnisse von Menschen gemacht sind. Menschliche Beziehungen erscheinen als Beziehungen zwischen Dingen, als ewig unveränderlich, als Naturverhältnisse, sie werden zur *zweiten Natur*. Aus diesen Gründen ist Widerstand gegen die Verhältnisse unwahrscheinlich, denn wer wollte versuchen, Unveränderliches zu verändern. Die historische Kontingenz der Formen ist in deren vollendeter Erscheinung nicht mehr ersichtlich:

„Das Nachdenken über die Formen des menschlichen Lebens [...] beginnt [...] mit den fertigen Resultaten des Entwicklungsprozesses. Die Formen, welche Arbeitsprodukte zu Waren stampeln und daher der Warenzirkulation vorausgesetzt sind, besitzen bereits die Festigkeit von Naturformen des gesellschaftlichen Lebens, bevor die Menschen sich Rechenschaft zu geben suchen nicht über den historischen Charakter dieser Formen, die ihnen vielmehr bereits als unwandelbar gelten, sondern über deren Gehalt.“²⁴⁴

Marx identifiziert zunächst drei Formen von Fetischisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse: a) Den Fetischcharakter der Ware, b) den Geldfetisch, der auf letzterem aufbaut und schließlich c) den Kapitalfetisch, der aus der Mystifikation des Lohnarbeitsverhältnisses entspringt. Von diesen Fetischisierungen geht die Verschleierung des Wesens der kapitalistischen Gesellschaft aus. Er charakterisiert sie wie folgt.

a) Der *Fetischcharakter der Ware* entspringt aus ihrem Doppelcharakter: Waren verkörpern zugleich konkrete und abstrakte Arbeit, als ersteres stofflich individuelle und als letzteres einen über das Wertgesetz bestimmten Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit. Warenkäufern oder -verkäuferinnen erscheinen sie aber nur als Gebrauchsgegenstand, für den ein bestimmter Preis zu entrichten ist. Dass dieser Preis die Widerspiegelung eines gesellschaftlichen Verhältnisses ist, des Wertverhältnisses der unterschiedlichen Arbeitsformen, wird nicht gesehen - das Verhältnis ist fetischisiert, es wird nicht als solches erkannt. Dass es nicht erkannt wird, liegt daran, dass der einzelnen Person nur das fertige Ergebnis des zugrunde liegenden Prozesses gegenübertritt, der Prozess selbst damit aber wie selbstverständlich erscheint:

„Es ist aber ebendiese fertige Form – die Geldform – der Warenwelt, welche den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter sachlich verschleiert, statt sie zu offenbaren.“²⁴⁵

242 Siehe MEW 4, S. 493.

243 Da die entscheidenden Formen des Produktionsprozesses, also Ware, Kapital, Lohn, Geld, Zins, sich im Monopolkapitalismus nicht verändern, bleibt die Analyse auch hier gültig

244 Vgl. MEW 23, S. 89 f.

245 Siehe ebd., S. 90.

Dass in jedem Tauschakt ein Ins-Verhältnis-Setzen unterschiedlicher gesellschaftlicher Arbeiten steckt und damit die gesellschaftliche In-Wert-Setzung voneinander unabhängig betriebener Privatarbeiten erst geschaffen wird, ist den Teilnehmenden nicht bewusst:

„Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es. Es steht daher dem Wert nicht auf der Stirn geschrieben, was er ist. Der Wert verwandelt vielmehr jedes menschliche Arbeitsprodukt in eine Hieroglyphe.“²⁴⁶

Die kapitalistische Gesellschaft vollzieht somit das Wertgesetz, ohne sich dessen bewusst zu sein. Da das Ins-Verhältnis-Setzen sich in der Form von Warenverhältnissen ausdrückt, sind die gesellschaftlichen Beziehungen darin *verdinglicht*:

„Dagegen hat die Warenform und das Wertverhältnis der Arbeitsprodukte, worin sie sich darstellt, mit ihrer physischen Natur und den daraus entspringenden dinglichen Beziehungen absolut nichts zu schaffen. Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis, der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.“²⁴⁷

Als Beziehung von Dingen erscheinen die gesellschaftlichen Beziehungen aber nicht mehr als menschengemacht, sondern als vom Menschen getrennte, objektiv-natürliche Sphäre. *Der gesellschaftliche Charakter der Produktion erscheint als Naturnotwendigkeit und damit ewig unveränderlich.*

b) An den Warenfetisch - wofür schon die Verschleierung dessen durch die Geldform ein Indiz war - knüpft ein *Geldfetisch* an. Geld, als objektive Form des Wertes, ist nach Marx „zugleich unmittelbare Inkarnation aller menschlichen Arbeit. Daher die Magie des Geldes.“²⁴⁸ Diese Magie aber liegt in der Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Warenform begründet. Wenn Waren vergegenständlichte gesellschaftliche Arbeit sind, dann ist Geld nicht nur Tauschmittel, sondern vor allem Verfügungsgewalt über die gesellschaftliche Arbeit. „Das Rätsel des Geldfetischs ist daher nur das sichtbar gewordene, die Augen blendende Rätsel des Warenfetischs.“²⁴⁹ Geld ist als Macht über Dinge auch Macht über Menschen, die für die Dinge arbeiten müssen und darin Ausdruck der kapitalistischen gesellschaftlichen Beziehungen.

c) Die höchste Form der Mystifizierung erhalten die kapitalistischen Verhältnisse schließlich im *Kapitalfetisch*. Dieser folgt aus einer *Mystifikation des Lohnarbeitsverhältnisses*. Wie zuvor dargestellt, ist nach Marx alle gesellschaftliche Wertschöpfung ausschließlich das Produkt menschlicher Arbeit, so sehr die Produktivkraft der Arbeit auch durch Maschinerie gesteigert

246Siehe MEW 23, S. 88.

247Vgl. ebd., S. 86.

248Siehe ebd., S. 107.

249Ebd., S. 108. Iber (2005) weist darauf hin, dass der Begriff des Fetischs ursprünglich ein magisches Verhältnis bezeichnete. Marx deutet mit seiner späteren Verwendung darauf hin, dass die Welt der modernen Ökonomie eben nicht entzaubert ist, wie das im kommunistischen Manifest vermutet wurde, sondern nur auf eine andere Art und Weise verzaubert und unverständlich bleibt. Vgl. Iber (2005), S. 64 f.

sein mag. Die Arbeitenden werden dafür allerdings nur in der Höhe ihrer Reproduktionskosten entlohnt. Aller darüber hinaus geschaffene Mehrwert wird sich von der Klasse des Kapitals angeeignet. Die Existenz dieses Ausbeutungsverhältnisses ist die *conditio sine qua non* der kapitalistischen Produktion - ohne Mehrwert kein Kapitalismus. Da Arbeiterinnen und Arbeiter einen festen Lohn erhalten, erscheinen allerdings nicht nur ihre Reproduktionskosten, sondern ihre gesamte Arbeitskraft nach ihrem Wert bezahlt. Damit ist der Mehrwert aus dem Blick verschwunden. *Der Lohn erscheint als die äquivalente Vergütung der Arbeitskraft für ihren Anteil an der Wertschöpfung.* Der Rest der Wertschöpfung, der nicht als Arbeitslohn ausgezahlt wird, muss dann im Umkehrschluss aus anderen Quellen zu kommen. Er scheint dem Beitrag des Kapitals zur Wertschöpfung entsprechen, der sich im Profit spiegelt:

„Im Mehrwert ist das Verhältnis von Kapital und Arbeit bloßgelegt; im Verhältnis von Kapital und Profit [...] erscheint *das Kapital als Verhältnis zu sich selbst*, ein Verhältnis worin es sich als ursprüngliche Wertsumme von einem, von ihm selbst gesetzten Neuwert unterscheidet.“²⁵⁰

So entsteht ein Kapitalfetisch: Die Idee, dass das Kapital einen eigenständigen Beitrag zur Produktion leiste, der über Zinserträge entlohnt wird. Seine höchste Form entwickelt dieser Fetisch im zinstragenden Geldkapital, in der Vorstellung von Geld, das selbstständig arbeitet und Ertrag abwirft:

„Im zinstragenden Kapital erreicht das Kapitalverhältnis seine äußerlichste und fetischartigste Form. Wir haben hier $G - G'$, Geld das mehr Geld erzeugt, sich selbst verwertenden Wert, ohne den Prozeß, der die beiden Extreme vermittelt. [...] Es wird so ganz Eigenschaft des Geldes, Wert zu schaffen, Zins abzuwerfen, wie die eines Birnbaums, Birnen zu tragen.“²⁵¹

Die kapitalistischen Formen prägen so über die Fetischisierung und Verdinglichung der Verhältnisse auch das kapitalistische Bewusstsein. Die Idee, dass Geld neues Geld erzeugen kann, dass Wert Wert schaffen kann, wird selbstverständlich.

Dass ein solches Missverständnis der Verhältnisse entstehen kann ist allerdings weder ein Zufall, noch liegt es in der Naivität oder Unmündigkeit der Betrachtenden begründet. Der Grund dafür liegt vielmehr direkt in der spezifischen Form kapitalistischer Kategorien, die ihrer Natur nach anders erscheinen als sie sind. Marx beschreibt das am Arbeitslohn:

„Man begreift daher die Wichtigkeit der Verwandlung von Wert und Preis der Arbeitskraft in die Form des Arbeitslohns oder in Wert und Preis der Arbeit selbst. Auf dieser Erscheinungsform, die das wirkliche Verhältnis unsichtbar macht und grade sein Gegenteil zeigt, beruhen alle Rechtsvorstellungen des Arbeiters wie des Kapitalisten, alle Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise, alle ihre Freiheitsillusionen, alle apologetischen Flausen der Vulgärökonomie.“²⁵²

Da den „Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise“ sowohl die beiden Klassen, das

250Vgl. MEW 25, S. 58.

251Siehe ebd., S. 404 f.

252Vgl. MEW 23, S.562.

Kapital und die Arbeit, als auch die Wissenschaft aufsitzen, entsteht ob der genannten Krise der sozialen Reproduktion und der gesellschaftlichen Spaltung kein grundsätzlicher Widerstand. Dies ist der Grund, weshalb der strukturelle Klassenantagonismus, den Marx beschreibt, nicht unbedingt politisch werden muss: Selbst wenn das Klassenverhältnis mit einem Klassenbewusstsein und einem bestimmten Willen einhergeht, sind die „Rechtsvorstellungen“ von beiden Seiten durch die kapitalistischen Formgebungen befangen. Ein Klassenkampf muss also, wie schon erwähnt, nicht auf Revolution ausgerichtet sein, sondern kann sich in einfachen Lohnverhandlungen ausdrücken und tut das auch in aller Regel. Aufgrund der Fetischisierung und Verdinglichung der Verhältnisse wird eine zentrale Bedingung von DG-1 und DG-3 nicht erfüllt: Die Formulierung alternativer Ziele wird entscheidend erschwert, wenn die Verhältnisse nicht in ihrem tatsächlichen Zusammenhang erkannt werden. Vor allem aber werden tatsächlich gangbare Alternativen nicht gesehen oder nicht für durchführbar gehalten. Weil die Bewegungsgesetze des Kapitalismus nicht für menschengemacht, sondern für Naturgesetze gehalten werden, wird Politik den scheinbaren Sachzwängen des Marktes unterworfen, sie wird „alternativlos“.

4.5.2 Rationalisierung des Bewusstseins. Krise der Erkenntnis und Krise der Reproduktivität

Die Verdinglichung der gesellschaftlichen Beziehungen hat jedoch noch weiter reichende Folgen, die insbesondere für die Bewertung der Position von DG-1 von Bedeutung sind. Wie Georg Lukács mit Rückgriff auf Max Webers Rationalisierungshypothese zeigt, geht Verdinglichung mit einem zunehmenden Einfluss instrumenteller Vernunft einher.²⁵³ Damit zeitigt eine fortschreitende Kommodifizierung indirekt weitere negative Wirkungen für die soziale Reproduktion, weil die instrumentelle Vernunft qualitative Aspekte der Reproduktion nur unzureichend erfassen kann. Dieser Umstand ergibt sich wie folgt. Zunächst wird nach Lukács die Verdinglichungsstruktur umso fester verankert, je mehr gesellschaftliche Lebensbereiche von der Warenproduktion durchdrungen sind, je weiter also die Kommodifizierung fortgeschritten ist:

„Erst indem das ganze Leben der Gesellschaft auf diese Weise in isolierte Tauschakte von Waren pulverisiert wird, kann der 'freie' Arbeiter entstehen; zugleich muß sein Schicksal zu dem typischen Schicksal der ganzen Gesellschaft werden [...] - wobei für das Individuum die Warenstruktur aller 'Dinge' und die 'Naturgesetzlichkeit' ihrer Beziehungen etwas fertig Vorgefundenes, etwas unaufhebbar Gegebenes ist.“²⁵⁴

Damit diese „rationelle Objektivierung“, das „Zur-Ware-Werden einer menschlichen Funktion“²⁵⁵ sich aber wirklich durchsetzen kann, muss und wird es alle gesellschaftlichen Formen ergreifen. Das geschieht in der Entwicklung des bürokratischen Staatswesens analog zur Entwicklung der industriellen Produktion:

„Die Bureaukratie bedeutet eine ähnliche Anpassung der Lebens- und Arbeitsweisen und dementsprechend auch des Bewußtseins an die allgemeinen gesellschaftlich-ökonomi-

253Vgl. Lukács (1988), S. 183-208.

254Siehe ebd., S. 183.

255Ebd.

schen Voraussetzungen der kapitalistischen Wirtschaft, wie wir das für die Arbeiter im Einzelbetrieb festgestellt haben. Die formelle Rationalisierung von Recht, Staat, Verwaltung usw. bedeutet objektiv-sachlich eine ähnliche Zerlegung aller gesellschaftlichen Funktionen auf ihre Elemente, ein ähnliches Aufsuchen der rationellen und formellen Gesetze dieser genau voneinander abgetrennten Teilsysteme, [...] wie wir sie technisch-maschinell im Betrieb gefunden haben. Es handelt sich dabei [...] um eine immer stärker *formell-rationalistisch* werdende Behandlung aller Fragen in objektiver Hinsicht, um eine sich immer steigende Abtrennung vom qualitativ-materiellen Wesen der 'Dinge', auf die sich die bürokratische Behandlung bezieht.“²⁵⁶

Weil sie also eine instrumentelle Verwaltung fördert, kann sich die Verdinglichung negativ auf die Reproduktivität auswirken. Durch eine objektivierende bürokratische Behandlung können subjektiv-qualitative Aspekte der sozialen Reproduktion, etwa die als *Caregiving* bezeichnete emotionale Sorgearbeit, nur schwer erfasst werden. Der bürokratische Staat, der als Korrektiv in die von der Akkumulation induzierte Krise der Reproduktivität eingreifen könnte, ist damit in seiner Wirkmächtigkeit beschnitten: Er kann nur instrumentelle, quantifizierbare Eigenschaften des sozialen Lebens berücksichtigen. Hierin liegt also auch die Grenze der Indikatorenkritik. Zwar versucht sie über die Integration weiterer quantitativer Indikatoren die Reichweite der staatlichen Perspektive zu erweitern. Die subjektive Seite der sozialen Reproduktion verschließt sich jedoch dem bürokratischem Quantifizierungsversuch.

Hier zeigt sich schließlich der Vorzug der marxschen dialektischen Methode gegenüber einem reinen Formalismus. Das tieferliegende Wesen, die Ursachen der Erscheinungen können nur dann aufgedeckt werden, wenn Doppeldeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten zugelassen werden. Die gesamte in diesem Abschnitt dargelegte Analyse beruht auf der dialektisch-begrifflichen Untersuchung der kapitalistischen Formen. Der Wert der Arbeit ist zugleich Wert der *Arbeitskraft* und Wert des *Arbeitsprodukts*, die Ware ist zugleich *Tauschwert* und *Gebrauchswert*, sie verkörpert zugleich einen Gegenstand und eine gesellschaftliche Beziehung. Eine Theorie der Reproduktivität sollte also nicht die äußeren Erscheinungen rational-logisch zu ordnen versuchen, was genau diese Doppeldeutigkeiten eliminieren würde, sondern sie muss die in deren Widersprüchen ausgedrückten inneren Zusammenhänge zu erklären versuchen. In diesem Sinne konstatiert Marx: „[A]lle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen.“²⁵⁷ Wo eine Wissenschaft diesen Umstand ignoriert, ist sie „nichts als eine didaktische, mehr oder minder doktrinäre Übersetzung der Alltagsvorstellungen [...] worin der ganze innre Zusammenhang ausgelöscht ist“²⁵⁸ und dient damit, gewollt oder ungewollt, dem Erhalt des Status quo. Über die dialektische Betrachtung kann die subjektive Seite der Reproduktion zwar nicht abschließend bestimmt, zumindest aber in die Analyse eingeschlossen werden indem die strukturellen Zwänge beschrieben werden, denen sie unterliegt.

256Vgl. Lukács (1988), S. 192.

257Vgl. MEW 25, S. 825.

258Vgl. ebd., S. 838 f.

4.5.3 Freiheit und Gleichheit als Illusion: Rationale Irrationalität der Erscheinungen

Die Unfähigkeit der bürgerlichen Wissenschaft, das Ganze des kapitalistischen Produktionsprozesses in seinen ursächlichen Zusammenhängen zu erfassen, liegt deshalb gerade in dem Versuch begründet, die Einzelercheinungen des Prozesses als künstlich isolierte Teilfunktionen zu *rationalisieren*. Dadurch wird nach Lukács das Bild des Ganzen verloren, das zunehmend *irrational* erscheint - Widersprüchlichkeiten werden damit unerklärlich.²⁵⁹ Die Irrationalität des Ganzen findet ihre deutlichste Manifestation im Phänomen der Krise, die als scheinbar willkürliche Folge des Zusammenwirkens rational strukturierter Teilsysteme eigentlich nicht passieren dürfte.

Nach Baran und Sweezy entfaltet sich die unerklärliche Widersprüchlichkeit von kapitalistischer Realität und bürgerlichem Ideal außerdem über das Prinzip des *quid pro quo*, die Idee des freien und gleichen Tauschs von Äquivalenten, die zugleich moralische und praktische Norm geworden ist. Gerade diese Norm führt unter den Bedingungen der kapitalistischen Produktion dazu, dass auf der einen Seite Überfluss und Verschwendung, auf der anderen aber Mangel und unzureichende Reproduktion bestehen. „Menschliche und materielle Hilfsquellen werden nicht erschlossen, weil es auf dem Markt kein *quid* gibt, das sich gegen das *quo* der möglichen Ausbeute daraus tauschen ließe.“²⁶⁰ Und andersherum: Wo es dieses *quid* gibt, wird die Ausbeute ohne Rücksicht auf alternative Interessen, etwa den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen, gemacht.

Die orthodoxe ökonomische Lehre, nach Marx die 'bürgerliche Ideologie', kann diesen Zusammenhang nicht erklären, weil sie lediglich den unmittelbaren Tausch betrachtet, nicht aber die Grundlagen, auf denen der Tausch beruht und die in den Produktionsverhältnissen gegeben sind. Damit werden die tatsächlichen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse verschleiert, die das Funktionieren des *quid pro quo* verhindern. Das scheinbar rationale marktwirtschaftliche System wirkt zunehmend irrational, weil versucht wird, ein System, das auf Zwang und Notwendigkeit beruht, über das Prinzip des freien und gleichen Tauschs zu erklären. Die daraus entstandene Konstruktion, die den Kern der modernen neoliberalen Weltsicht wiedergibt, schildert Marx ironisch überspitzt:

„Die Sphäre der Zirkulation oder des Warenaustauschs, innerhalb deren Schranken Kauf und Verkauf der Arbeitskraft sich bewegt, war in der Tat ein wahres Eden der angeborenen Menschenrechte. Was allein hier herrscht ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham. Freiheit! Denn Käufer und Verkäufer einer Ware, z.B. der Arbeitskraft, sind nur durch ihren freien Willen bestimmt. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen. Der Kontrakt ist das Endresultat, worin sich ihre Willen einen gemeinsamen Rechtsausdruck geben. Gleichheit! Denn sie beziehen sich nur als Warenbesitzer aufeinander und tauschen Äquivalent für Äquivalent. Eigentum! Denn jeder verfügt nur über das Seine. Bentham! Denn jedem von den beiden ist es nur um sich zu tun. Die einzige Macht, die sie zusammen und in ein Verhältnis bringt, ist die ihres Eigennutzes, ihres Sondervorteils, ihrer Privatinteressen. Und eben weil so jeder nur für sich und keiner für den anderen kehrt, vollbringen alle, infolge einer prästabilierten Harmonie der Dinge oder unter den Auspizien einer allpffigen Vorsehung, nur das Werk ihres wechselseitigen Vorteils, des Gemeinnutzens, des Gesamt-

²⁵⁹Vgl. Lukács (1988), S. 196-199.

²⁶⁰Vgl. Baran/Sweezy (1973), S. 321.

interesses.“²⁶¹

Aufgrund der ursprünglichen Akkumulation ist das Zur-Ware-Werden der Arbeitskraft aber eine Notwendigkeit des Zur-Ware-Werdens und keine freie Entscheidung der Arbeitskraftverkaufenden. Eine freie Entscheidung kann nur dort stattfinden, wo eine echte Alternative besteht. Die Freiheit des Marktes ist begrenzt auf die Freiheit des Kapitals, sich selbst zu verwerten und die Freiheit der Besitzenden, mit ihrem Geld über die gesellschaftliche Arbeit zu verfügen. Es ist aber zugleich die Unfreiheit der Nicht-Besitzenden, die sich nicht gegen den Verkauf ihrer Arbeitskraft entscheiden können, die sich damit den Gesetzen des Marktes fügen müssen, die nicht selbst über ihre Zeit verfügen können, weil sie für ihre eigene Reproduktion darauf angewiesen sind, im Marktprozess ihre Arbeitskraft als Ware zu verkaufen. Der Charakter von Freiheit und Gleichheit wird also bei oberflächlicher Betrachtung des einfachen Warenaustauschs verkannt. Ganz ähnlich auch die Motivation des Tausches: Sowohl der Tausch selbst als auch das Streben nach Eigennutz, das damit verbunden ist, liegen aus der marx'schen Sicht in den Zwängen begründet, die aus den Eigentumsverhältnissen und den Zwangsgesetzen der Konkurrenz hervorgehen und *nicht* in einer irgendwie gearteten Natur des Menschen. Der Egoismus ist so schlicht eine Notwendigkeit und das Ergebnis spiegelt, wie zu sehen war, keinesfalls ein übergeordnetes Gemeininteresse.

Im kapitalistischen Staat herrscht also eine Illusion der Freiheit und Gleichheit, die nach Marx auch in das bürgerliche Recht hineinwirkt:

„Dies Rechtsverhältnis, dessen Form der Vertrag ist, ob nun legal entwickelt oder nicht, ist ein Willensverhältnis, worin sich das ökonomische Verhältnis widerspiegelt. Der Inhalt dieses Rechts- oder Willensverhältnisses ist durch das ökonomische Verhältnis selbst gegeben.“²⁶²

Obwohl also die Vertragsfreiheit und die Gleichheit vor dem Gesetz als humanistische Errungenschaften erscheinen, sind sie nach Marx in Verbindung mit dem Recht auf Privateigentum nur eine Verschleierung der darunter liegenden Machtverhältnisse. Das Ergebnis des in Verträgen ausgedrückten Willensverhältnisses beruht nicht auf einer freien Entscheidung sondern auf einem ökonomischen Zwang. Deshalb kann aus den rationalen Willensentscheidungen scheinbar gleicher und freier Personen die Irrationalität von Ausbeutung und Verelendung entstehen. Gleiches Recht kann daher nach Marx nicht bestehen, wenn es nicht die Ungleichheit der Menschen mit einbezieht, das heißt, Gleiches gleich, Ungleiches aber ungleich behandelt:

„[Das gleiche Recht] ist daher ein Recht der Ungleichheit, seinem Inhalt nach, wie alles Recht. Das Recht kann seiner Natur nach nur in Anwendung von gleichem Maßstab be-

²⁶¹Vgl. MEW 23, S. 189 f. Nach John Kenneth Galbraith wurde in den vergangenen Jahren der Begriff des Kapitalismus sukzessive durch den Begriff der Marktwirtschaft ersetzt, um eben diesen Anschein eines freien, gleichen, nur auf Nützlichkeitsabwägungen basierenden Tausches zu verstärken und die negativen Konnotationen, die mit dem Begriff des Kapitalismus verbunden sind, zu umgehen. Ein, in seinen Worten, „nicht ganz so unschuldiger Betrug“ an der öffentlichen Wahrnehmung. Vgl. Galbraith (2005), S. 23-27.

²⁶²Vgl. MEW 23, S. 99.

stehn; aber die ungleichen Individuen [...] sind nur an gleichem Maßstab meßbar, soweit man sie unter einen gleichen Gesichtspunkt bringt, sie nur von einer *bestimmten* Seite faßt [...].“²⁶³

Wird die Betrachtung der Verhältnisse von rational-instrumentellen Teilwissenschaften unternommen, die jede für sich das Ganze nicht in den Blick nehmen können, kann die Gesellschaft sich ihrer selbst nicht bewusst werden. Während die Realität zunehmend irrational erscheint, trägt die moderne Wissenschaft aus marxistischer Sicht mit ihrer individualistischen und anthropologischen Theoriekonzeption zu einer Apologie dieser Verhältnisse bei. Sie läuft Gefahr, Ursache und Wirkung zu verwechseln und die strukturell bedingten Verhaltensweisen als natürliche darzustellen. Auf dieser Basis erscheint die eigentlich verursachende Struktur als die einzige, die diesen „natürlichen“ Verhaltensweisen angemessen ist. Dass das Ergebnis eine soziale und ökologische Krise ist, erscheint dann als ein Dilemma, aber eines, das unauflöslich scheint.

Angesichts der in den letzten Abschnitten beschriebenen Bewertung des Lebens in kapitalistischen Gesellschaften fragt sich, ob die autonome Formulierung und Erfüllung von Bedürfnissen, die vor allem für den Standpunkt von DG-3 von Bedeutung ist, überhaupt möglich sein kann. Dieser Frage wird nun abschließend nachgegangen.

4.6 Heteronomie und Entfremdung

Wie eingangs geschildert, ist es für die Umsetzung der Position von DG-3 erforderlich, dass für die Menschen die Möglichkeit einer selbstbestimmten Lebensführung besteht. Die Bedeutung von Selbstbestimmung kann aber auch als allgemeine Bedingung der Reproduktion gesetzt werden. So beschreibt etwa Alain Ehrenberg das erschöpfte Selbst westlicher Industriegesellschaften als ein inneres Phänomen der Menschen. Psychische Erkrankungen seien demnach die Folge einer wachsenden Diskrepanz zwischen eigenen und (gefühlten) äußeren Ansprüchen, zwischen Autonomie und Heteronomie, Selbstbestimmtheit und Entfremdung.²⁶⁴ Für die psychische Regeneration einer Gesellschaft ist es deshalb von Belang, dass Menschen sich autonome Ziele setzen und diese auch verfolgen können. Aus der marxistischen Analyse folgen jedoch Heteronomie und Entfremdung als notwendiger Zustand des Menschen im Kapitalismus. Damit würde die kapitalistische Produktion reproduktives *Caregiving* erschweren. Wie Marx' das herleitet soll im Folgenden gezeigt werden.

Dabei muss berücksichtigt werden, dass der Entfremdungsbegriff aus den ökonomisch-philosophischen Manuskripten umstritten ist und, wie oben erwähnt, nach Heinrich von Marx selbst aufgegeben wurde: Weil er ein unveränderliches Wesen des Menschen beschreibt, das aber nicht letztgültig bestimmbar ist, kann mit diesem Begriff nicht begründet werden worin genau die Entfremdung besteht. Darüber hinaus widerspricht die Annahme eines unabänderlichen menschlichen

²⁶³Siehe MEW 19, S. 21.

²⁶⁴Vgl. Ehrenberg (2004).

'Wesens' der marx'schen Erkenntnis, dass Menschen von ihrer gesellschaftlichen Umgebung bestimmt werden.²⁶⁵ Um die Probleme zu umgehen, die daraus entstehen, wird hier auf eine Definition von Autonomie und sozialer Entfremdung von Hartmut Rosa²⁶⁶ zurückgegriffen. Auf deren Basis können die weiteren Schlussfolgerungen dann aus der Analyse des Kapitals gezogen werden.

Laut Rosa ist das Versprechen der Moderne „letztlich fundiert und zentriert in der Idee und Verheißung der *Autonomie* im Sinne ethischer Selbstbestimmung.“²⁶⁷ Hinter dem Begriff der Autonomie steckt damit die Idee, dass das Individuum in seiner Lebensführung von keinem Zwang und keiner Autorität jenseits seiner eigenen Kontrolle vorbestimmt sein soll. Da aber die menschlichen Lebensbedingungen immer schon sozial konstruiert und von anderen Menschen abhängig sind, ist die Autonomie als „das Projekt der Moderne notwendigerweise ein *politisches Projekt*.“²⁶⁸ Autonomie kann nur in einem herrschaftsfrei gestalteten Gemeinwesen bestehen, nur dort können die beteiligten Menschen zu einem gewissen Maße selbstbestimmt werden. Das logische Gegenstück dazu ist der Zustand der *Heteronomie*: Heteronom ist ein Individuum in dem Maße, in dem seine Lebensführung von einer fremden Autorität oder einem äußeren Zwang bestimmt wird.

Ähnlich gelagert, aber nicht identisch mit dem Zustand der Heteronomie ist der Zustand der *Entfremdung*. Zu Entfremdung führen nach Rosa

„soziale Bedingungen, in denen soziale Akteure weiterhin ethischen Vorstellungen der Selbstbestimmung verpflichtet sind, welche von den strukturellen Bedingungen ihres Handelns systematisch unterlaufen werden [...]. Entfremdung kann dabei zunächst als Zustand definiert werden, in welchem Subjekte Ziele verfolgen oder Praktiken ausüben, die ihnen einerseits nicht von anderen Akteuren oder äußeren Faktoren aufgezwungen wurden - sie verfügen durchaus über praktikable, alternative Handlungsmöglichkeiten - welche sie aber andererseits nicht 'wirklich' wollen oder unterstützen. Just in diesem Sinne mögen wir uns etwa entfremdet fühlen, wenn wir den ganzen Tag bis Mitternacht arbeiten, ohne daß uns dies jemand vorschreibt - und obwohl wir wirklich früh nach Hause gehen 'wollten' (und wir vielleicht unserer Familie versprochen haben, dies zu tun).“²⁶⁹

Von Entfremdung kann also nur gesprochen werden, wenn die Individuen autonom sind, d.h. sich selbst Ziele setzen und diese auch verfolgen können. Entfremdet sind Individuen, wenn sie von dieser scheinbaren Autonomie systematisch keinen Gebrauch machen. Der Grund dafür muss dann in den strukturellen Bedingungen des Handelns gesucht werden, die zu diesem Widerspruch führen. Weder Heteronomie noch Entfremdung sind aber in dieser Definition absolute Begriffe in dem Sinne, dass ein Individuum nur entweder autonom oder heteronom, entweder selbstbestimmt oder entfremdet sein kann. Beide Begriffe sind graduell zu verstehen. Menschen können zu einem bestimmten Maß, in bestimmten Lebensbereichen heteronom oder entfremdet sein, in anderen

265Vgl. Heinrich (2011), S. 134-138.

266Vgl. Rosa (2012).

267Siehe ebd., S. 113.

268Ebd., S.114.

269Vgl. ebd., S. 120.

nicht. Im Folgenden soll nun aus der marxistischen Perspektive gezeigt werden, in welchem Maße die menschliche Autonomie durch die kapitalistische Produktionsweise eingeschränkt wird.

4.6.1 Selbstbestimmtheit und Heteronomie

Auf Basis der vorher vorhergehenden Analyse scheint die Schlussfolgerung klar. Als „Personifizierung ökonomischer Verhältnisse“ können Menschen im Kapitalismus nur als fremdbestimmt gelten. Ganz so schnell fällt Marx sein Urteil allerdings nicht. Die Frage von Freiheit und Heteronomie wird von ihm in einem breiteren Kontext bewertet. Die freie Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit wird nicht nur durch die gesellschaftliche Bestimmtheit des individuellen Selbst begrenzt, sondern auch durch die Naturnotwendigkeiten der menschlichen Reproduktion selbst. Erst wenn die biologischen Bedürfnisse wie Nahrung oder Behausung erfüllt sind, kann nach Marx die Freiheit zu selbstbestimmten Handlungen entstehen:

„Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion. Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dies Reich der Naturnotwendigkeit, weil die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte die diese befriedigen. [...] Aber es bleibt dies immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung.“²⁷⁰

Da die permanente Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte dem Kapitalismus inhärent ist, wird die natürliche Beschränkung der Freiheit von der kapitalistischen Produktionsweise potentiell überwunden. Damit wirkt der Kapitalismus zunächst positiv auf die Möglichkeit zur Autonomie. Allerdings geschieht das eben nur um eine neue Schranke der Freiheit einzuführen: Die Produktionsweise selbst, die sich strukturell verselbständigt und die Menschen als „blinde Macht“²⁷¹ beherrscht.

Innerhalb der Arbeitsprozesse in der kapitalistischen Warenproduktion wird das befreiende Potential der kapitalistischen Produktivkraftsteigerung in ihr Gegenteil verkehrt. Dort wird jede konkrete Arbeit dem Interesse des Kapitals untergeordnet, damit also heteronom bestimmt und qualitativ angepasst. Der Ausgangspunkt dessen liegt nach Marx in der kapitalistisch organisierten Arbeitsteilung. Zwar liegt in jeder Art von Arbeitsteilung ein heteronomes Moment, weil das Individuum abhängig von externen Prozessen, von den Arbeiten anderer wird. Es wäre allerdings möglich, diese Heteronomie zu reduzieren, wenn die Einzelnen einen Einfluss auf den Prozess nehmen könnten. Darin drückt sich die gesellschaftliche Bedingtheit der Selbstbestimmung aus, deshalb nennt Rosa Autonomie ein politisches Projekt. Im Kapitalismus ist der Prozess jedoch für die, die

270Vgl. MEW 25, S. 828.

271Vgl. Ebd.

ihm unterworfen sind, politisch nicht zu beeinflussen, weil seine Steuerung in privaten Händen, unter dem Oberbefehl des Kapitals, liegt:

„Der Oberbefehl in der Industrie wird Attribut des Kapitals, wie zur Feudalzeit der Oberbefehl in Krieg und Gericht Attribut des Grundeigentums war. [...] Als unabhängige Personen sind die Arbeiter Vereinzelte, die in ein Verhältnis zu demselben Kapital, aber nicht zueinander treten. Ihre Kooperation beginnt erst im Arbeitsprozeß, aber im Arbeitsprozeß haben sie bereits aufgehört sich selbst zu gehören. Mit dem Eintritt in denselben sind sie dem Kapital einverleibt. Als Kooperierende, als Glieder eines werktätigen Organismus, sind sie selbst nur eine besondere Existenzweise des Kapitals.“²⁷²

Unter dem Privateigentum an Produktionsmitteln, ist also wenig Autonomie hinsichtlich des konkreten Produktionsprozesses möglich, da selbst die fungierenden Kapitalisten in ihrer Gestaltungsmacht den Gesetzen der Konkurrenz unterworfen sind. Da der werktätige Organismus des Kapitals mit der fortschreitenden Kommodifizierung nach und nach alle Lebensbereiche durchdringt, werden durch den Prozess der Akkumulation schließlich alle gesellschaftlichen Energien einem fremden Zweck, gewidmet - der grenzenlosen Selbstverwertung des Kapitals. Die Verkürzung des Arbeitstages, als Grundbedingung der Freiheit, erscheint in weiter Ferne. Dies ist nach Hartmut Rosa „natürlich gleichbedeutend mit absoluter Fremdbestimmung, vollkommener Heteronomie, mithin mit der völligen Negation des Versprechens der Moderne.“²⁷³

Der Prozess der kapitalistischen Produktion scheint nach der von Marx vorgenommenen Analyse also zu absoluter Heteronomie zu führen: Sie ist vollkommen auf die Verwertung des Werts ausgerichtet und nimmt zu diesem Zweck sogar die Bedürfnisstruktur der Gesellschaft in Beschlag. Damit wäre die Selbstbestimmtheit, die für die Umsetzung einer konvivialen Lebensweise nach DG-3 notwendig ist, nicht vorhanden. Dennoch sollte die Analyse, wie schon betont, nicht deterministisch aufgefasst werden. Besonders im kapitalistischen Zentrum besitzen große Bevölkerungsgruppen einen hohen Grad materieller Autonomie, der entweder durch privates Vermögen oder durch eine dekommodifizierende Sozialgesetzgebung gewährleistet wird. Dies verringert den Druck, sich als Ware zu verkaufen. Ob Kapitalismus die Autonomie erhöht ist außerdem abhängig von der politischen Macht der Arbeit. Sofern die Löhne ausreichend hoch sind und gleichzeitig die Arbeitszeit verringert wird, erlaubt der Kapitalismus auch Menschen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, eine gewisse Autonomie.

Solcherart materiell autonome Menschen könnten dennoch fremdbestimmt sein, wenn ihre Ziele von außen beeinflusst und verändert werden. Genau das hat die Nachfragesteuerung im Monopolkapitalismus zum Zweck und es ist anzunehmen, dass sie ihren Zweck auch zu einem bestimmten Grad erreicht. Die Fremdbestimmung durch Werbung und Manipulation der Warenäs-

272Vgl. MEW 23, S. 352 f.

273Siehe Rosa (2012), S. 120. Rosa beschreibt den kapitalistischen Akkumulationsprozess differenziert als sozialen Beschleunigungsprozess, kommt dabei jedoch zum gleichen Schluss, nämlich „dass die Konkurrenz und Beschleunigungslogik keine inneren Grenzen hat: Sie mobilisiert immense individuelle und soziale Energien, saugt diese am Ende jedoch vollständig wieder ein.“ Siehe ebd.

thetik sollte aber nicht überschätzt werden. Vielmehr ist anzunehmen, dass mündige Bürgerinnen und Bürger in der Lage sind, sie zu durchschauen und sich eigene Ziele zu setzen. Dann bleibt aber die Gefahr, sich in den kapitalistischen Verhältnissen zu entfremden. Wie das begründet ist, wird im folgenden Abschnitt gezeigt.

4.6.2 *Autonomie und Entfremdung*

Soziale Entfremdung ist nach der hier verwendeten Definition ein Zustand, in dem Individuen fremden Zielen dienen, die sie nicht gut heißen mögen, obwohl sie die Möglichkeit hätten ihre eigenen Ziele zu verfolgen. Nach der marx'schen Analyse sollte sie für den Kapitalismus ein typisches Phänomen sein. Es werden hier zwei Seiten der Entfremdung unterschieden: Die Entfremdung *innerhalb* und die *außerhalb* des Arbeitslebens. Erstere ist aus den strukturellen Zwängen der Produktion, letztere aus der Verdinglichungsstruktur der Verhältnisse abgeleitet.

Was das Arbeitsleben betrifft, so konstatiert Marx, dass die Arbeit ihren Charakter als abstrakte, gesellschaftliche Arbeit stärker entwickelt, je weiter die Entwicklung der Produktionsweise fortschreitet. Sie ist in den fortgeschrittensten Industrieländern am stärksten gesellschaftlich:

„Hier also wird die Abstraktion der Kategorie 'Arbeit', 'Arbeit überhaupt', Arbeit sans phrase, der Ausgangspunkt der modernen Ökonomie, erst praktisch wahr.“²⁷⁴

Solche komplett von jedem Zusammenhang gelöste Arbeit schafft eine totale Fragmentierung der Arbeitsprozesse, innerhalb derer die Einzelnen nur noch eine Teilaufgabe erfüllen, die nur noch schwer im Gesamtkontext eingeordnet werden kann. Grund dafür ist nach Marx die kapitalistische Teilung der Arbeit, die

„neben der ökonomischen jede andere Sphäre der Gesellschaft ergreift und überall die Grundlage zu jener Ausbildung des Fachwesens, der Spezialitäten, und einer Parzellierung des Menschen legt, die schon A.Ferguson, den Lehrer A.Smiths, in den Ausruf ausbrechen ließ: „Wir machen eine Nation von Heloten, und es gibt keine Freien unter uns.“²⁷⁵

Das hat zur Folge, dass der Zusammenhang, die eigentliche Rolle der eigenen Arbeit von den Arbeitenden nicht mehr erfasst werden kann:

„Der Zusammenhang ihrer Arbeiten tritt ihnen daher ideell als Plan, praktisch als Autorität gegenüber, als Macht eines fremden Willens, der ihr Tun seinem Zweck unterwirft.“²⁷⁶

Insofern wird abstrakte Arbeit entfremdet, weil ihr Inhalt als notwendiger ideeller Plan erscheint, obwohl er es unter Umständen gar nicht ist und Freiräume möglich wären. Durch die Fragmentierung und Objektivierung der Arbeit wird es aber schwer, diese Freiräume zu identifizieren und mit möglichen eigenen Zielen zu verbinden. Angesichts der Unüberschaubarkeit der Arbeitsprozesse wird überhaupt nicht ersichtlich, dass eigene Ziele erreichbar wären oder wie das möglich sein

274Vgl. MEW 42, S. 38 f.

275Siehe MEW 23, S. 375.

276Vgl. ebd., S. 351.

könnte. Arbeit „sans phrase“ wird dann schlicht in der Form ausgeführt, in der sie als durchzuführen wahrgenommen wird.

Eine zweite und vielleicht noch wichtigere Frage ist, wie es sich außerhalb des Arbeitslebens verhält, in der Freizeit oder unter Menschen, die nicht arbeiten müssen. Ganz offensichtlich besitzen Menschen auch in kapitalistischen Verhältnissen eigene, private Ziele, die nicht kapitalistisch formiert sind. Aus der marx'schen Analyse kann aber gefolgert werden, dass auch dort ein Zustand der Entfremdung herrscht. Die verdinglichten Verhältnisse des Kapitalismus erscheinen als zweite Natur, weshalb private Ziele nur im Rahmen dieser Verhältnisse und deren Erfordernissen entsprechend verfolgt werden. Aufgrund dessen wird im Einklang mit den scheinbaren Naturgesetzen gehandelt, auch wenn diese bedauert werden - der Markt funktioniert nun einmal so. Private Bedürfnisse und Beziehungen werden so gefühlten wirtschaftlichen Notwendigkeiten untergeordnet, obwohl Alternativen dazu gangbar wären - sie werden aber nicht als gangbar wahrgenommen und sei es schlicht, weil es nicht der Gewohnheit entspricht:

„Im Fortgang der kapitalistischen Produktion entwickelt sich eine Arbeiterklasse, die aus Erziehung, Tradition, Gewohnheit die Anforderungen jener Produktionsweise als selbstverständliche Naturgesetze anerkennt“²⁷⁷

Die Struktur der sozialen Entfremdung ähnelt in ihren Folgen dabei einem Gefangenendilemma. Es wird nicht die optimale Lösung gewählt, weil nicht daran geglaubt wird, dass diese möglich ist. Wird die Situation solchermaßen dilemmatisch aufgefasst, verringert sich auch objektiv die Verantwortung, die die Einzelnen sich dafür zuschreiben müssen. Am Beispiel des Kapitalisten verdeutlicht Marx das:

„Zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse ein Wort: Die Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht. Aber es handelt sich hier um Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, sosehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.“²⁷⁸

Damit endet aber die marx'sche Analyse der kapitalistischen Produktionsweise mit einem fatalen Ergebnis. Nicht nur untergräbt die Produktion ihre eigenen natürlichen und menschlichen Grundlagen, aufgrund von Heteronomie und Entfremdung scheinen die Menschen nicht einmal in der Lage, sich dem entgegenzustellen. Folglich sind alle Bedingungen für die Umsetzung von DG-1 bis DG-3 nicht erfüllt:

- Der demokratische Staat ist nur eingeschränkt in der Lage, die alternativen politischen Ziele von DG-1 zu formulieren, weil sein Erwartungshorizont von den Verhältnissen begrenzt wird und die Reichweite neuer Indikatoren nur ihm Rahmen der instrumentalen

²⁷⁷Vgl. MEW 23, S. 765.

²⁷⁸Ebd., S. 16.

Vernunft bleiben kann. Überdies werden politische Ziele ökonomischen Notwendigkeiten angepasst, weil diese als alternativlos erscheinen. Es entsteht die marktkonforme Demokratie.

- Angesichts der kurzfristigen Ergebnisorientierung des Kapitals werden die natürlichen Grundlagen der Produktion über ihre Regenerationsfähigkeit hinaus ausgebeutet. Ein intergenerationelles ökologisches Gerechtigkeitskonzept nach DG-2 scheint nicht durchzusetzen sein: Die einzige Institution, die dazu in der Lage wäre, wäre der kapitalistische Staat, der sich aber, siehe DG-1, den Sachzwängen der Produktion unterwirft.
- Die Möglichkeit, das eigene Leben an einem Konzept des guten Lebens nach DG-3 auszurichten ist sehr gering. Ein großer Teil der Weltbevölkerung ist als freie Arbeit dem Verwertungszwang des Kapitals unterworfen. Diejenigen die es nicht sind, müssen sich erst aus einem Zustand der Entfremdung befreien.

Diese Schlussfolgerungen leiten über zum nächsten Kapitel. Wenn Destruktion, Heteronomie und Entfremdung strukturell verankert sind, dann setzt deren Überwindung eine andere Produktionsweise voraus. Wie diese aussehen kann und wie sie möglich wird, soll im letzten Kapitel aus der marx'schen Perspektive heraus beleuchtet werden.

5 Möglichkeiten und Bedingungen einer reproduktiven Ökonomie

5.1 Bedingungen der Reproduktivität.

Die Bedingungen einer reproduktiven Ökonomie sind in den Definitionen aus 2.3 gegeben: Sie muss die Regeneration von Mensch und Natur als integralen Teil der Produktion respektieren, statt sie als außerhalb der Produktion liegend zu behandeln. Nach der marx'schen Analyse ist solches innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise nicht möglich. Eine reproduktive Ökonomie setzt deshalb eine andere Produktionsweise voraus. Diese wird nach durch eine „wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt“²⁷⁹ möglich - durch eine kommunistische Bewegung. Dass die marx'sche Antwort auf die Probleme des Kapitalismus die kommunistische Gesellschaft ist, ist hinreichend bekannt. Allerdings war seine ursprüngliche Analyse nicht explizit eine Theorie der Reproduktivität. Es muss deshalb erst untersucht werden, ob seine Konzeption des Kommunismus auch reproduktiv sein kann. Dabei ist der von Marx propagierte Kommunismus nicht mit seiner realsozialistischen Ausgestaltung zu verwechseln. In diesem Kapitel wird deshalb zu zeigen versucht, wie Marx' theoretische Konzeption des Kommunismus als der Bewegung, die den Kapitalismus ablöst, eine Lösung der sozial-ökologischen Krise verspricht.

Eine erste Bedingung für eine sozial und ökologisch verträgliche Produktion ist, dass die Verhältnisse überhaupt veränderbar sind. Das geht aus Marx' Analyse eindeutig hervor, denn jede

²⁷⁹Vgl. MEW 3, S. 23.

Produktionsweise ist menschengemacht und kann folglich auch von Menschen anders gestaltet werden. Es gibt aber äußerliche Notwendigkeiten, denen auch der Kommunismus unterworfen ist und die eine Grenze der Veränderbarkeit darstellen. Diese ergeben sich aus dem Reich der Naturnotwendigkeit, dass es zunächst zu überschreiten gilt:

„Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehn, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn.“²⁸⁰

Damit liegt der Fokus auf der menschlichen Reproduktion. Um diese zu gewährleisten müssen der Stoffwechsel mit der Natur, die Produktion der notwendigen Güter, „rationell geregelt“ werden und zwar mit dem geringsten Kraftaufwand, unter den der „menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“. Dass dabei die Natur unter die Kontrolle der Menschen gebracht werden soll lässt zunächst aufhorchen, weil in einer anthropozentrischen Ethik die Gefahr einer falschen Priorisierung liegt, der die natürlichen Produktionsbedingungen letztlich doch zum Opfer fallen könnten. Die Kontrolle unterliegt aber nach Marx ebenso äußeren Gesetzen:

„Aber sie zwingt zugleich durch die Zerstörung der bloß naturwüchsig entstandenen Umstände jenes Stoffwechsels, ihn systematisch als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion und in einer der vollen menschlichen Entwicklung adäquaten Form herzustellen“²⁸¹

Der Stoffwechsel mit der Natur ist also als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion zu betrachten - das sollte die Regeneration der natürlichen Produktionsbedingungen mit einschließen. Wir erinnern uns, wie Biesecker und Hofmeister die ökologische Reproduktivität definierten:

Our approach views mediation with and change to nature (its hybridization into „culture-nature“) as systemic outcomes of economic activity. [...] Looked at under the perspective of the material and ecological processes involved, changes to and regeneration of 'nature' - in this sense evolution - are intrinsic to the overall (re)production process. '(Re)production' thus means not the constant replication of the same but a process in which the animate is regenerated (evolution).²⁸²

Die Kontrolle über die Natur, die Marx fordert, ist also im Einklang mit der Reproduktion des Ökologischen, solange dessen Regeneration als Bedingung der Kontrolle gilt.

Es gilt dann aber näher zu untersuchen, was Marx unter einer „der vollen menschlichen Entwicklung adäquaten Form“ sowie unter den der „menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“ versteht. Zunächst einmal heißt das, die individuellen Besonderheiten jedes einzelnen Menschen zu berücksichtigen und, wie oben beschrieben, Gleiches gleich, Ungleiches ungleich zu behandeln. Das bedeutet dann:

280Vgl. MEW 25, S.828.

281Siehe MEW 23, S. 528.

282Vgl. Biesecker/Hofmeister (2010), S. 1707.

„In einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft [...] kann der engere bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.“²⁸³

Die Übersetzung der eben genannten Ausdrücke heißt also, „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“. In diesem Ansatz steckt schon der Kern von DG-1 und DG-2, wenn der von Sen und Nussbaum entwickelte Fähigkeiten-Ansatz als Kristallisationspunkt der Indikatorenkritik und als Grundlage eines intergenerationellen ökologischen Gerechtigkeitskonzeptes herangezogen wird. Außerdem sollte die Aussage „jedem nach seinen Bedürfnissen“ beinhalten, dass diese Bedürfnisse autonom entwickelt werden - die Forderung von DG-3. Somit ist die marxistische Konzeption des Kommunismus, zumindest in ihrer allgemeinsten Form, erstaunlich nahe an den Forderungen der Wachstumskritik. Seine Überlegungen sind damit aber nicht zu Ende.

Um Freiheit zu erreichen, muss die Produktion mit dem geringsten möglichen Kraftaufwand durchgeführt werden. Aus Marx' Perspektive lässt sich die Produktivität des Kapitalismus dafür nutzen. Der Widerspruch des Kapitalismus besteht für ihn ja gerade darin, dass dessen sagenhafte Produktivität aufgrund der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse nur eingeschränkt dem Wohle der Menschen dient und anders eingesetzt werden sollte:

„Die von der kapitalistischen Anwendung der Maschine untrennbaren Widersprüche und Antagonismen existieren nicht, weil sie nicht aus der Maschinerie selbst erwachsen, sondern aus ihrer kapitalistischen Anwendung! Da also die Maschinerie an sich betrachtet die Arbeitszeit verkürzt, während sie kapitalistisch angewandt den Arbeitstag verlängert, an sich die Arbeit erleichtert, kapitalistisch ihre Intensität steigert, an sich ein Sieg des Menschen über die Naturkraft ist, kapitalistisch angewandt den Menschen durch die Naturkraft unterjocht, an sich den Reichtum des Produzenten vermehrt, kapitalistisch ihn verpaupert usw., [...].“²⁸⁴

Es ist dann aber zu untersuchen was nach Marx die Grundlagen dafür sind, die Produktivkräfte nicht mehr kapitalistisch anzuwenden. Es müssen diejenigen Institutionen gefunden werden, die dem Kapitalismus seinen Charakter aufprägen. Diese sind die Stellschrauben, anhand derer die Transformation ausgerichtet muss.

Aus der vorangegangenen Analyse sind die Kernelemente des Kapitalismus leicht zu identifizieren. Marx sieht ihren Kern in den „Eigentumsverhältnissen“ aus denen sich eine Reihe sekundärer Zusammenhänge ergeben. Die strukturprägenden Institutionen des Kapitalismus sind also:

- Die Eigentumsverhältnisse oder das Privateigentum an Produktionsmitteln.
- Freie Arbeit und die Kommodifizierung von Produktion und Lebenswelt.
- Produktion für den Tausch(wert) statt für den Bedarf.

283Vgl. MEW 19, S. 23.

284Siehe MEW 23, S. 465. Hier muss erwähnt werden, dass einige Vordenkerinnen und Vordenker von De-growth auch Maschinen und Technik an sich nicht neutral sehen, egal in welcher Produktionsweise sie angewandt werden. Vgl. etwa Illich (1975), insbesondere S. 30-33.

- Die Existenz einer Geldform als Medium des Tausches.
- Das Konkurrenzprinzip.

Um eine andere Produktionsweise zu ermöglichen, muss also an diesen Systemprinzipien angesetzt werden. Die Frage ist allerdings, wie stark sie geändert werden müssen. Marx fordert dafür die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Das macht jedoch zunächst keine vollständige Zentralisierung der Produktion erforderlich, wie sie für den realen Sozialismus kennzeichnend war, sondern ist seiner Ansicht nach auch über andere Wege zu verwirklichen:

„Wir anerkennen die Kooperativbewegung als eine der Triebkräfte zur Umwandlung der gegenwärtigen Gesellschaft, die auf Klassengegensätzen beruht. Ihr großes Verdienst besteht darin, praktisch zu zeigen, dass das bestehende despotische und Armut hervorbringende System der Unterjochung der Arbeit unter das Kapital verdrängt werden kann durch das *demokratische* und segensreiche System der Assoziation von freien und gleichen Produzenten.“²⁸⁵

Das Ziel ist demgemäß zunächst einmal die demokratische Assoziation von freien und gleichen Produzenten. Der Weg dahin kann über Mittel wie eine Kooperativ- oder Genossenschaftsbewegungsbewegung führen. Die Revolution muss nicht notwendig gewaltvoll stattfinden, wie Marx es noch im kommunistischen Manifest beschreibt, sondern sie kann geschehen, indem die Zwänge des Kapitalismus schrittweise abgemildert werden - indem Arbeit dekommodifiziert, Eigentum als Gemeingut kollektiviert, Kooperation als Ordnungsprinzip eingesetzt wird. Solche Modelle einer nicht-kapitalistischen Produktion sollten, da sie den kapitalistischen Verwertungszwang aussetzen, auch die Reproduktivität stärken und den Forderungen der Wachstumskritik entsprechen. Ein Modell einer solchen Produktionsweise könnte die gemeingüterbasierte Produktion sein, die im nächsten Abschnitt beschrieben wird.

5.2 Der Commonismus als Modell einer reproduktiven Ökonomie

Die Formen der assoziierten Produktion, die Marx vorschlägt, sollen grundsätzlich demokratisch verwaltet sein. Dieser Punkt kann noch verstärkt werden: Sie müssen, um wirklich Autonomie zu gewähren wie Rosa sie definiert, so demokratisch wie möglich, also anarchistisch, d.h. herrschaftsfrei, organisiert werden. Wie Marcuse betont: „Die Abschaffung des Privateigentums leitet nur dann ein wesentlich neues soziales System ein, wenn die freien Individuen zu Herren der sozialisierten Produktionsmittel werden und nicht 'die Gesellschaft'.“²⁸⁶ Daher folgt: Die reproduktive Produktion muss auf möglichst kleiner Ebene, stattfinden, subsidiär statt zentralistisch, wo möglich regionalisiert statt global. Eine Produktionsweise, die ohne Herrschaft auskommen soll, weil sie die freie Assoziation Gleicher darstellen soll, muss kleinteilig organisiert sein, weil ihre Grundvoraussetzung Vertrauen und Kooperation sind, letztere aber umso leichter werden, je kleiner die Struktur ist. Erst durch Vertrauen wird auch eine Produktion möglich, in der jede nach ihren Fähigkeiten arbeitet,

²⁸⁵Vgl. MEW 16, S. 195.

²⁸⁶Vgl. Marcuse, (1962), S. 250.

jede nach ihren Bedürfnissen entlohnt wird.

Ein Modell einer Produktionsweise, die den marx'schen Forderungen gerecht wird und Reproduktivität gewährleistet, könnte nach Christian Siefkes²⁸⁷ die 'commonistische' Produktionsweise sein - die solidarische, gemeingüterbasierte Produktion, oder 'commons-based peer production'. Nach Siefkes entspricht die gemeingüterbasierte Produktion allen Ansprüchen, die Marx an den Kommunismus stellt:

- Sie basiert auf der Vergemeinschaftung (allerdings nicht notwendig der Verstaatlichung) der Produktionsmittel. Die Produktionsmittel sind in Kollektiveigentum von Nutzungsgruppen. Damit besteht tendenziell auch keine freie Arbeit mehr und keine strukturelle Abhängigkeit.
- Da kein struktureller Zwang zur Produktion besteht, basiert diese auf freiwilligen Beiträgen, auf der Kooperation der Beteiligten.
- Die Produktion ist daher auf den Bedarf ausgerichtet. Dieser wird ex-ante erhoben. Weil ein Bedarf besteht, sind die Beteiligten bereit, einen Beitrag zur Produktion zu leisten.
- An die Stelle der Abhängigkeit vom Markt tritt daher eine „Abhängigkeit aller von allen“²⁸⁸ - Es besteht eine Notwendigkeit zur Kooperation, um den Bedarf zu erfüllen.
- Da die Produktion auf Kooperation und Kollektiveigentum basiert, sind Privateigentum an Produktionsmitteln, Geld, Tausch und Konkurrenz in ihr aufgehoben.

Siefkes sieht in der commonistischen Produktionsweise zahlreiche Eigenschaften, die sich hinsichtlich der Reproduktivität positiv auswirken. Weil kein Konkurrenzdruck mehr besteht, besteht auch kein Zwang zur Akkumulation - es gibt weder eine Notwendigkeit zu wachsen, noch eine Notwendigkeit, natürliche oder menschliche Ressourcen auszubeuten. Im Gegenteil werden die natürlichen und menschlichen Grundlagen der Produktion geschützt, weil sie als Kollektiveigentum in den Bewertungsprozess integriert sind. Ihre Aushöhlung würde den Wert des Kollektiveigentums senken. Die Produktion und Verteilung der Produkte muss schließlich über Aushandlungsprozesse geschehen. Demnach müssen die Nutzung von Ressourcen und individuellen Beiträge zur Gesamtarbeit gemeinschaftlich beschlossen werden, was nach Siefkes Arbeitslosigkeit unwahrscheinlich macht. Größere Investitionen, etwa in Produktionsanlagen sind möglich, weil angesichts der ex-ante vorgenommenen Bedarfserhebung das Risiko der Investitionen sinkt. Weil überdies alle Beteiligten frei in den Prozess gehen, ist er wie gefordert basisdemokratisch. Er verlangt keine politische Steuerung, sondern konkrete Aushandlung an Einzelfällen.

Die Verteilung der Güter würde sich nach Siefkes gegenüber dem Kapitalismus grundlegend ändern. Zwar wird in vielen Fällen eine Kopplung von Geben und Nehmen bestehen bleiben, was

287Vgl. Siefkes (2009).

288Siehe ebd., S. 265.

dem Grundsatz von „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ widerspricht. Da aber die gemeingüterbasierte Produktion auf den kapitalistisch geprägten Menschen gründen muss, ist eine solche Kopplung zur Vorbeugung von Missbrauch und zum Aufbau von Vertrauen in die Kooperation notwendig. Auch Marx hält seinen Grundsatz nur für eine „höhere Phase der kommunistischen Gesellschaft“ möglich. Die Gewichtung der Beiträge würde sich aber anders gestalten als im Kapitalismus. In einer freiwilligen, herrschaftsfreien Kooperation ist zu erwarten, dass sich die Gewichtung an der *Beliebtheit* der Tätigkeiten ausrichtet, statt an der *Komplexität*. Unbeliebte Tätigkeiten sollten damit stärker honoriert werden. Insgesamt ist zu erwarten, dass die Verdinglichung und Fetischisierung der Verhältnisse aufgehoben wird, weil sie von allen Beteiligten aktiv mitgestaltet werden: Damit wird offenbar, dass sie menschengemacht und wie sie menschengemacht sind.

Anhand dieser Skizze lässt sich folgern, dass die gemeingüterbasierte Produktion nicht nur dem marxistischen Anspruch an den Kommunismus, sondern auch den Ansprüchen von DG-1, DG-2 und DG-3 gerecht wird. Es ist im Commonismus mithin gar nicht anders möglich als andere, bedarfsorientierte Indikatoren zu verwenden, weil die Produktion eben nicht am quantitativen Wert, sondern am konkreten, qualitativen Bedarf orientiert ist, der diskursiv erhoben wird. Ebenso ist die Gestaltung individueller Lebenskonzepte möglich. Es besteht daher sogar die Notwendigkeit, sich immer wieder erneut in Aushandlungsprozesse des eigenen Lebenskonzeptes zu begeben, um die weitere Produktion zu planen und zu gestalten. Da am Kollektiveigentum in der Regel mehrere Generationen gleichzeitig beteiligt sind, sollte auch der Erhalt der natürlichen Produktionsbedingungen gewährleistet sein, es sei denn die jüngeren Generationen wären daran nicht interessiert. Das aber ist ein unwahrscheinlicher Fall, der hier außen vor gelassen werden kann.

Konkrete Beispiele für commonistische Produktion finden sich etwa in den Konzepten von Community Supported Agriculture, Open-Source-Software und Wikis, öffentlichen Verkehrsmitteln und Bildung, Co-Housing-Projekten, Genossenschaften, Carsharing und Ähnlichem. Dennoch sieht auch Siefkes, dass die Reichweite der gemeingüterbasierten Produktion bis jetzt begrenzt ist. Ihr Potential sollte aber nicht unterschätzt werden. Siefkes dazu:

„Die commonsbasierte Peer-Produktion ist kein Allheilmittel, und die allgemeine Aufgabe der menschlichen Emanzipation wird mit ihrer Durchsetzung noch keineswegs abgeschlossen sein. Aber sie bietet wesentliche Voraussetzungen, die Borniertheiten und Beschränktheiten des Kapitalismus zu überwinden, ohne dabei hinter seine positiven Er-rungenschaften zurückzufallen. Der kommunistische Anspruch lebt, und die commonistische Produktionsweise ist heute seine beste Chance auf Realisierung.“²⁸⁹

5.3 Probleme des Wandels

Abschließend soll daher nun aus der marxistischen Perspektive untersucht werden, wie die commonistische Produktionsweise eine Chance zur Realisierung des kommunistischen Anspruchs

289Vgl. Siefkes (2009), S. 267

werden kann. Das heißt: wie eine Transformation hin zu einer stärker gemeingüterbasierten Produktion stattfinden kann und ob diese die kapitalistische Produktionsweise tatsächlich aufheben würde. Um geschichtlichen Wandel zu erklären, bietet sich der marxistische Ansatz besonders an, denn der eingangs beschriebene historische Materialismus widmet sich genau dieser Frage. Die geschichtliche Entwicklung ist demnach dialektisch zu betrachten. Engels fasst die allgemeinsten Gesetze der dialektischen Entwicklung, aus Hegels Philosophie abgeleitet, wie folgt zusammen. Es sind:

„Das Gesetz des Umschlagens von Quantität in Qualität und umgekehrt; das Gesetz von der Durchdringung der Gegensätze; das Gesetz von der Negation der Negation.“²⁹⁰

Auf den Prozess der Transformation²⁹¹ angewandt bedeuten diese Gesetze übersetzt: Kapitalistische und gemeingüterbasierte Produktion lassen sich nicht abschließend von einander abgrenzen. Auch wenn sie zwei gegensätzliche Pole darstellen sollen, *durchdringen* sie sich doch auf verschiedenen Ebenen. Jede Produktionsweise enthält Elemente der jeweils anderen. Dies schließt jedoch nicht aus, dass ein Wandel stattfinden kann. Eine Veränderung des quantitativen Anteils gemeingüterbasierter Produktion an der Gesamtproduktion schlägt auch irgendwann in eine Veränderung der Qualität um. Der grundlegende Charakter der Produktionsweise kann dann commonistisch sein, auch wenn sie weiterhin eigentümlich kapitalistische Elemente, wie Tausch oder Geld oder Privateigentum, in beschränkten Formen enthält. Der qualitative Wandel ist dann Negation der Negation: Während die kapitalistisch-bürgerliche Produktionsweise aus der feudalen hervorgegangen ist und diese negiert hat, muss die commonistische Produktionsweise die kapitalistische negieren. Das bedeutet aber auch, dass sie nur aus deren Erbe, unter den konkret vorgefundenen Umständen entstehen kann: Die neue Gesellschaft muss ihre „materiellen Existenzbedingungen im Schoße der alten selbst ausbrüten“. Der Umschwung kommt, wie gesehen, nach Marx genau dann, wenn der Widerspruch zwischen der Produktivkraftentwicklung und den Produktionsverhältnissen für die Gesellschaft unerträglich geworden ist. Es stellt sich dann die Frage, durch wen diese Transformation durchgeführt werden kann, und wie das geschieht.

Zunächst zeigt sich, dass die gemeingüterbasierte Produktion hervorragend geeignet ist, ihre Existenzbedingungen innerhalb des Kapitalismus „auszubrüten“. Da sie sich schrittweise und komplementär zum letzteren entfalten kann und etwa im Falle der Softwareentwicklung niederschwellige Teilnahmebedingungen aufstellt, kann sie, auch wenn sie nur kleine Bereiche abdeckt, diejenigen Erfahrungs- und Emanzipationsräume schaffen, die notwendig sind, um ihre weitere Verbreitung vorzubereiten. Gleichzeitig machen erste Kontakte mit gemeingüterbasierter Produktion die Alternative sichtbar. Denn, wie Marx bemerkt:

„Die Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses, d.h. des materiellen Produktionspro-

290Vgl. MEW 20, S. 348.

291Es ist an dieser Stelle bewusst von „Transformation“, nicht von „Revolution“ die Rede, weil der erste Begriff den Charakter des Prozesses, der hier beschrieben werden soll, weit besser wiedergibt.

zesses streift nur ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht.“²⁹²

Dennoch ist eine wirklich relevante Verbreitung der gemeingüterbasierten Produktionsweise angesichts der kapitalistischen Verwertungszwänge und der verbreiteten sozialen Entfremdung vor große Hindernisse gestellt. Es frag sich also, wer das „revolutionäre Subjekt“ sein soll, das die Transformation letztlich antreiben kann.

Folgen wir Kurz und Lohoff²⁹³, kann die Klasse, die den Kapitalismus überwindet, nicht die Arbeiterklasse sein, weil diese sich selbst über die originär kapitalistischen Kategorien definiert und ohne diese Produktionsweise auch ihre Identitäten und Sicherheiten davon schwimmen sieht. Das tatsächlich revolutionäre Subjekt kann demnach nur eine „Anti-Klasse“ sein, die sich weigert in kapitalistischen Kategorien zu denken und sich über kapitalistische Formen, wie die Lohnarbeit, zu definieren.²⁹⁴ Eine solche Anti-Klasse kann sich, so elitistisch das klingen mag, nur in relativ wohlhabenden und damit relativ dekommodifizierten Gesellschaften und Gesellschaftsschichten herausbilden. Dort findet sich das, was Johannes Agnoli das „negative Potential“²⁹⁵ nennt, die Klasse, die die Negation vollzieht. Die Frage ist aber, an welchem Widerspruch diese Klasse leiden kann, der ihren Willen zur Veränderung bedingt, wenn dieser nicht ökonomisch ist. Ein solcher besteht jedoch: Das transformative Bewusstsein kann sich dann nur aufgrund der Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit bilden, die oben geschildert wird. Die Irrationalität der Verhältnisse, die sich in der ökologischen Katastrophe, der Ausbeutung von Lohnabhängigen in der kapitalistischen Peripherie und dem gleichzeitigen materiellen Überfluss und Verschwendung im Zentrum ausdrückt, muss im Verbund mit der gefühlten Entfremdung dazu führen, dass die eigene Rolle im Sozialgefüge hinterfragt und abgelehnt wird. Kurz und Lohoff formulieren das wie folgt:

„Die zentrale Voraussetzung für die Genesis eines transzendierenden Bewusstseins ist die Entstehung einer inneren Distanz zu allen Emanationen der Wertbeziehung in Menschengestalt, also auch zur eigenen Sozialfunktion.“²⁹⁶

Der Wandel geht schließlich aus einer bewussten Suche nach Alternativen in dieser Gruppe relativ dekommodifizierter Menschen hervor, die in der gemeingüterbasierten Produktion eine sinnvolle und sinnstiftende Alternative zum Kapitalismus sehen. Dabei ist ein stufenweiser, sich wechselseitig verstärkender Prozess denkbar, der schließlich in die qualitative Transformation des Wirtschaftssystems mündet: Durch erste Erfahrungen mit der gemeingüterbasierten Produktionsweise wird der von Marx beschriebene Nebelschleier Stück für Stück gelichtet. Dies führt zu einer Verstärkung der Anstrengungen, wodurch neue Erfahrungsräume geschaffen, weitere Menschen dekommodifiziert und weitere Nebelschleier gelichtet werden. Es kann dann eine fortschreitende

292Vgl. MEW 23, S. 94.

293Vgl. Kurz/Lohoff (1989).

294Ebd.

295Siehe Burgmer (2002), S. 11-13.

296Vgl. Kurz/Lohoff (1989).

Verbreitung des kooperativen Modells stattfinden, die mit Kollektivierung von Produktions- und Gebrauchsgütern, Dekommodifizierung und einem Bewusstseinswandel einhergeht, bis die Verbreitung des neuen Modells so weit voran geschritten ist, dass auch die Qualität der Gesellschaft umschlägt: Die kapitalistischen Verhältnisse sind aufgehoben.

Eine solche Bewegung ist vom gegenwärtigen Standpunkt aus zwar Utopie, sie ist jedoch aus mehrerer Hinsicht, wie Siefke sagt, die „beste Chance auf Realisierung“ eines Wandels. Erstens kann eine kommunistische Bewegung nur Erfolg haben, wenn sie von einem Bewusstseinswandel begleitet wird. Kooperation funktioniert nur, wenn die Menschen bereit sind zu kooperieren. Die Revolution frisst sonst ihre Kinder. Das gemeingüterbasierte Modell und die skizzierte Möglichkeit der Transformation dorthin gewährleisten genau das. Sie ermöglichen einen langsamen und schrittweisen Übergang, der nicht auf Zwang, sondern auf der aktiven Bereitschaft der Teilnehmenden beruht. Nur wenn die Transformation solchermaßen auf Freiwilligkeit beruht, kann sie gelingen und entgeht dem Dilemma der historischen Revolutionen, auf deren gewaltvollen Umsturz immer auch eine Gewaltherrschaft folgte.

Auch wenn die Transformation auf Freiwilligkeit beruhen soll, kann und muss sie staatlich unterstützt werden. Marx schreibt weiter über die Kooperativarbeit:

„Aber das Kooperativsystem, beschränkt auf die zwerghaften Formen, die einzelne Lohnsklaven durch ihre privaten Anstrengungen entwickeln können, ist niemals imstande, die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten. Um die gesellschaftliche Produktion in ein umfassendes und harmonisches System freier Kooperativarbeit zu verwandeln, bedarf es *allgemeiner gesellschaftlicher Veränderungen, Veränderungen der allgemeinen Bedingungen der Gesellschaft*, die nur verwirklicht werden können durch den Übergang der organisierten Gewalt der Gesellschaft, d.h. der Staatsmacht, aus den Händen der Kapitalisten und Grundbesitzer in die Hände der Produzenten selbst.“²⁹⁷

Entscheidend ist also: Die weiterreichende Transformation in eine kooperative Produktionsweise kann aus Sicht von Marx nur stattfinden, wenn der institutionelle gesellschaftliche Rahmen dafür geschaffen wird. Das heißt, politische Maßnahmen sind nicht nur hilfreich, sondern erforderlich, um den Übergang zu ermöglichen. Denkbar sind beispielsweise eine dekommodifizierende Sozialgesetzgebung wie das bedingungslose Grundeinkommen, eine gemeingüterfreundliche Eigentumsgesetzgebung oder die Bereitstellung öffentlicher Güter im Bereich Bildung, Gesundheit und Transportwesen. Politik, die das Problem des Wachstums und die Krise der Reproduktivität lösen will, muss dort ansetzen.

6 Schlussbetrachtungen

Damit findet diese Untersuchung zu einem vorläufigen Ende. Wie zu sehen war, charakterisiert Marx den Kapitalismus als eine historische Produktionsweise, deren Bewegungsgesetze inhärent auf die fortwährende Selbstverwertung des Werts ausgerichtet ist. Das Ziel des Kapitalismus ist

²⁹⁷Vgl. MEW 16, S. 195 f.

die Steigerung von Profiten und sonst nichts. Das Vehikel dieses Prozesses ist die Produktion des Mehrwerts. Dazu werden die Produktionsfaktoren Arbeit und Umwelt laufend über ihre Regenerationsfähigkeit hinaus ausgebeutet, weil die Konkurrenz die einzelnen Kapitalisten dazu zwingt, jede kurzfristige Möglichkeit auf Produktivitätssteigerung ohne Rücksicht auf langfristige Folgen zu ergreifen. Im Marktwert der Waren, den die Kapitalisten fortwährend zu senken versuchen, werden eben nur die im unmittelbaren Produktionsprozess verausgabten Arbeiten wertbildend ins Verhältnis zueinander gesetzt. Alles was außerhalb dieses Prozesses grundlegend dafür ist, wird zwar so weit wie nur möglich in die Produktion internalisiert, aber nicht entlohnt oder regeneriert, da das die Kosten erhöhen und in diesem Zuge die Wettbewerbsfähigkeit des einzelnen Kapitalisten senken würde. Die kapitalistische Produktion kann deshalb keine dauerhafte Reproduktion gewährleisten. Im Gegenteil hat sie nach Marx in mehrerlei Hinsicht fatale Folgen, die notwendig und inhärent mit dem Kapitalismus verbunden sind:

- *Für die Arbeit*, weil Löhne so niedrig wie möglich gehalten werden, die Arbeitszeit so lange wie möglich gemacht wird, die Arbeitsbedingungen sich tendenziell verschlechtern und die Arbeit ihres Sinnes beraubt wird.
- *Für die Natur*, weil die natürlichen Grundlagen der Produktion fortwährend über ihre Regenerationsfähigkeit hinweg ausgebeutet werden.
- *Für die Gesellschaft*, weil der Produktionsprozess zu nationaler und internationaler gesellschaftlicher Ungleichheit, zu prekären Lebensumständen, ökonomischer Instabilität (Krisen) und zu staatlicher Verschuldung führt und weil nicht bedürfnisorientiert, sondern profitorientiert produziert wird.
- *Für das Bewusstsein*, weil die Wahrnehmung und die Bedürfnisse der Menschen von den ökonomischen Verhältnissen und der monopolistischen Nachfragesteuerung beeinflusst werden. Die ökonomischen Verhältnisse erscheinen so als zwar irrationale, aber unabänderliche zweite Natur.
- *Für die Freiheit*, weil die als Naturformen wahrgenommenen wirtschaftlichen Verhältnisse sich als struktureller Zwang geltend machen und zu heteronomen oder entfremdeten Lebensweisen führen.

Damit sind aus marxistischer Perspektive die Forderungen von Degrowth vollauf berechtigt, aber innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise nicht umsetzbar. Um diese Forderungen durchzusetzen und die geschilderten Folgen des Kapitalismus abzumildern, muss vielmehr eine andere Produktionsweise gesucht werden. Diese muss die Produktionsverhältnisse ändern, d.h. die Bedingungen, unter denen produziert wird. Es kann dafür aus Sicht der vorangegangenen Analyse an mehreren Punkten angesetzt werden: Privateigentum an Produktionsmitteln muss abgeschafft und Arbeit dekommodifiziert werden, d.h. Arbeiterinnen und Arbeiter sollten nicht gezwungen sein,

jedwede Arbeit anzunehmen, nur um die eigene Existenz zu sichern. Überdies muss die Wirkung der Konkurrenz abgemildert werden und die Produktion am Bedarf statt am Tauschwert ausgerichtet sein. Eine Möglichkeit, auf diese Art und Weise zu produzieren liegt in der Gemeingüterökonomie.

Indem dort auf Basis von Kollektivgütern produziert wird, werden die strukturellen Zwänge des Kapitalismus überwunden. Es werden diejenigen Güter hergestellt, für die ein Bedarf festgestellt wurde. Die Arbeit geschieht freiwillig und kooperativ. Dieser *Commonismus* wird sowohl dem kommunistischen Anspruch als auch den Forderungen von Degrowth gerecht. Die unterschiedlichen theoretischen Ansätze treffen sich also in diesem Punkt. Eine ökonomische Wissenschaft, die sich zugleich als eine Theorie der Reproduktivität verstehen will, sollte sich also auf die Untersuchung von Bedingungen und Möglichkeiten gemeingüterbasierter Produktion verlegen. Dabei gilt es aber nach Marx' den unter kapitalistischen Zwängen agierenden Menschen nicht mit dem Menschen an-sich zu verwechseln. Kooperative und reproduktive Produktion sollte sehr wohl möglich sein, wenn die beteiligten Akteure nicht mehr unter einem kapitalistischen Verwertungszwang stehen.

Quellen und Literatur.

Zitierte Werke von Marx und Engels

- Engels, Friedrich (1878): Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring). In: MEW 20.
- Engels, Friedrich (1883): Dialektik der Natur. In: MEW 20.
- Marx, Karl (1847): Das Elend der Philosophie. In: MEW 4.
- Marx, Karl (1857): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW 42.
- Marx, Karl (1858): Brief an Ferdinand Lasalle. In: MEW 29, S. 549-552.
- Marx, Karl (1859): Zur Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW 13.
- Marx, Karl. (1867-1894): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, 3 Bde. In: MEW 23-25.
- Marx, Karl (1867): Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen.
In: MEW 16, S. 190-199.
- Marx, Karl (1868): Brief an Ludwig Kugelmann. In: MEW 32, S. 552-554.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1845): Manifest der kommunistischen Partei. In: MEW 4.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1847): Die Deutsche Ideologie. In: MEW 3.

Gesetzestexte

- Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, Generalversammlung der Vereinten Nationen, A/RES/217 A (III),
online verfügbar unter: <http://www.un.org/depts/german/grunddok/ar217a3.html> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft (StabG), online verfügbar unter:
www.gesetze-im-internet.de/stabg/ (letzter Zugriff: 04.08.2014).

Internetquellen

- OECD (2014a): Gross Domestic Product (GDP) (Indikator). Doi: 10.1787/dc2f7aec-en. Online verfügbar
unter: <http://data.oecd.org/gdp/gross-domestic-product-gdp.htm> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- OECD (2014b): General Government Debt (Indikator). Doi: 10.1787/a0528cc2-en. Online verfügbar unter:
<http://data.oecd.org/gga/general-government-debt.htm> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- OECD (2014c): Unemployment Rates (Indikator). Doi: 10.1787/997c8750-en. Online verfügbar unter:
<http://data.oecd.org/unemp/unemployment-rates.htm> (letzter Zugriff: 04.08.2014).

Sonstige Quellen und Literatur

- Agnoli, Johannes/ Mandel, Ernest (1980): Offener Marxismus. Ein Gespräch über Dogmen, Orthodoxie und

die Häresie der Realität, Campus Verlag, Frankfurt a.M./ New York.

- Alexander, Samuel (2012): The optimal material threshold: Toward an economics of sufficiency, in: Real-world Economics Review, Nr. 61, 26. September 2012, S. 2-21, online verfügbar unter: http://www.pae-con.net/PAERreview/issue61/Alexander1_61.pdf (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Baran, Paul / Sweezy, Paul (1973): Monopolkapital: Ein Essay über die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2010): Focus: (Re)productivity. Sustainable relations both between society and nature and between the genders, in: Ecological Economics, Nr. 69, S. 1703-1711.
- Burgmer, Christoph (2002): Das negative Potential. Gespräche mit Johannes Agnoli. Ça ira-Verlag, Freiburg.
- Cancian, Francesca M. / Oliker, Stacey J. (1999): Caring and Gender, AltaMira Press, Lanham.
- Easterlin, Richard A. (1974): Does Economic Growth Improve the Human Lot?, in: David, Paul A. / Reder, Melvin W. (Hrsg.): Nations and Households in Economic Growth: Essays in Honor of Moses Abramovitz, Academic Press, New York, S. 89–125.
- Easterlin, Richard A. / McVey, Laura Angelescu /Switek, Malgorzata /Sawangfa, Onnicha /Smith Zweig, Jacqueline (2011): The happiness-income paradox revisited, IZA Discussion Paper Nr. 5799, online verfügbar unter: <http://ftp.iza.org/dp5799.pdf> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Campus, Frankfurt a.M.
- Elbe, Ingo (2008): Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Akademie Verlag, Berlin.
- Foster, John Bellamy (2011a): The Ecology of Marxian Political Economy. Monthly Review, 63. Jg., Nr. 4, September 2011, S. 1-16. Online verfügbar unter: <http://monthlyreview.org/2011/09/01/the-ecology-of-marxian-political-economy/> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Foster, John Bellamy (2011b): Capitalism and degrowth: An impossibility theorem. Monthly Review, 62. Jg., Nr. 8, Januar 2011, 26–33. Online verfügbar unter: <http://monthlyreview.org/2011/01/01/capitalism-and-degrowth-an-impossibility-theorem/> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Foster, John Bellamy / McChesney, Robert W. (2012): The Endless Crisis. How Monopoly Finance Capital Produces Stagnation and Upheaval from the USA to China, Monthly Review Press, New York.
- Galbraith, John Kenneth (1959): Gesellschaft im Überfluss, Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München / Zürich.
- Galbraith, John Kenneth (2005): Die Ökonomie des unschuldigen Betrugs : vom Realitätsverlust der heutigen Wirtschaft, Siedler, München.
- Georgescu-Roegen, Nicolas (1971): The Entropy Law and the Economic Process, Harvard University Press, Cambridge Mass. / London.
- Georgescu-Roegen, Nicolas (1975): Energy and Economic Myths, in: Southern Economic Journal, 41. Jg.,

Nr. 3, S. 347-381.

- Haug, Wolfgang Fritz (2009): Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Heinrich, Michael (2005): Kritik der politischen Ökonomie, Schmetterling Verlag, Stuttgart.
- Heinrich, Michael (2011): Die Wissenschaft vom Wert, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster.
- Iber, Christian (2005): Grundzüge der Marxschen Kapitalismustheorie, Parerga Verlag, Berlin
- Illich, Ivan (1975): Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, Rowohlt, Reinbek.
- Jessop, Bob (2011): Der ökonomische Determinismus - neu betrachtet, in: Prokla 165, 41. Jg., Nr.4, Dezember 2011, S. 579-596.
- Kallis, Giorgios / Kerschner, Christian / Martinez-Alier, Joan (2012): The economics of degrowth, in: Ecological Economics, 84. Jg., Dezember 2012, S. 172–180.
- Kurz, Robert/Lohoff, Ernst (1989): Der Klassenkampf-Fetisch. Thesen zur Entmythologisierung des Marxismus, in: Marxistische Kritik 7, Verlag Marxistische Kritik. Online verfügbar unter: <http://www.krisis.org/1989/der-klassenkampf-fetisch> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Knotek, Edward S. (2007): How Useful Is Okun's Law, in: Federal Reserve Bank of Kansas City, Economic Review, Viertes Quartal 2007, S. 73–103, online unter: <http://www.kansascityfed.org/Publicat/ECONREV/PDF/4q07Knotek.pdf> (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Lukács, Georg (1988): Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik, Luchterhand, Darmstadt.
- Marcuse, Herbert (1962): Vernunft und Revolution. Hegel und die Entstehung der Gesellschaftstheorie, 2. Aufl., Luchterhand, Darmstadt.
- Marcuse, Herbert (1967): Der eindimensionale Mensch, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Meadows, Donella H./Meadows, Dennis L./Randers, Jørgen/Behrens, William (1972): The Limits to Growth. A Report for the Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind, Universe Books, New York.
- Müller-Armack, Alfred (1972): Die Soziale Marktwirtschaft als Friedensordnung, in: Ders. (1981): Genealogie der Sozialen Marktwirtschaft: Frühschriften und weiterführende Konzepte. 2., erw. Aufl., Haupt, Bern/Stuttgart, S. 161-166.
- Müller-Armack, Alfred (1973): Der humane Gehalt der Sozialen Marktwirtschaft, in: Ders. (1981): Genealogie der Sozialen Marktwirtschaft: Frühschriften und weiterführende Konzepte. 2., erw. Aufl., Haupt, Bern/Stuttgart, S. 167-175.
- Muraca, Barbara (2013): Décroissance: A Project for a Radical Transformation of Society, in: Environmental Values 22 (2013), S. 147–169.
- Newman, Saul (2001): From Bakunin to Lacan. Anti-Authoritarianism and the Dislocation of Power, Lexington Books. Lanham, Oxford (UK).

- Ott, Konrad (2012): Variants of de-growth and deliberative democracy: A Habermasian proposal, in: Futures 44 (2012), S. 571-581. Online verfügbar unter: degrowth.org/wp-content/uploads/2012/11/Ott-2012.pdf (letzter Zugriff: 04.08.2014).
- Paech, Niko (2012): Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie, Oekom Verlag, München.
- Piketty, Thomas (2014): Capital in the twenty-first century, Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge, Mass. [u.a.].
- Polanyi, Karl (1990): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, 2. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Quaas, Friedrun (1992): Das Transformationsproblem. Ein theoriehistorischer Beitrag zur Analyse der Quellen und Resultate seiner Diskussion, Metropolis, Marburg.
- Rosa, Hartmut (2012): Beschleunigung und Entfremdung, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Sweezy, Paul (1958): Theorie der kapitalistischen Entwicklung : eine analytische Studie über die Prinzipien der Marxschen Sozialökonomie, [Ohne Verlag], Cambridge Mass.
- Siefkes, Christian (2009): Ist Commonismus Kommunismus? Commonsbasierte Peer-Produktion und der kommunistische Anspruch, in: Prokla, Heft 155, 39. Jg., Nr. 2, S. 249-268.
- Von Werlhof, Claudia (1983): Lohn ist ein 'Wert', Leben nicht? Eine Replik auf Ursula Beer, in: Prokla, Heft 50, 13. Jg., Nr. 1, S. 38-58.
- Von Werlhof, Claudia (2000): "Globalization" and the "Permanent" Process of "Primitive Accumulation": The Example of the MAI, the Multilateral Agreement on Investment, in: Journal of World-Systems Research, VI, 3, Herbst/Winter 2000, S. 728-747.
- Vranicki, Predrag (1983): Geschichte des Marxismus. Zwei Bände, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Wilkinson, Richard / Pickett, Kate (2010): Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind, 2. verb. Aufl., Zweitausendeins, Frankfurt a.M.

Versicherung der Selbstständigkeit.

Ich versichere, dass ich die Masterarbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.

Darüber hinaus versichere ich, dass die elektronische Version der Masterarbeit mit der gedruckten Version übereinstimmt.

Ort, Datum